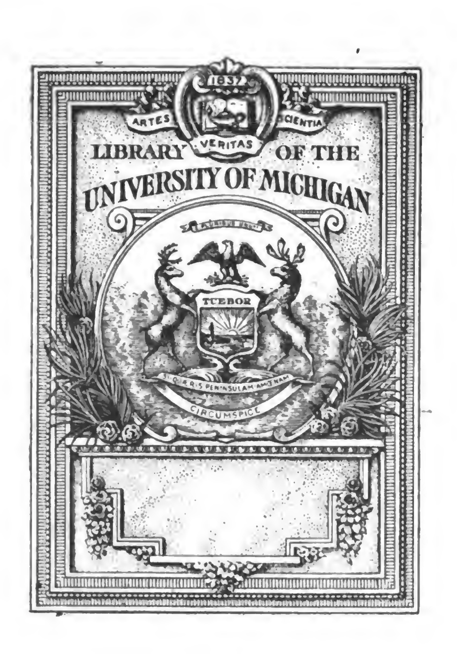

Ernst Zahn
Bergland


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bergland

Bergland

Vier Dichtungen

Von

Ernst Zahn

6. und 7. Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1920

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Meiner und der Meinen Freundin

Amélie Wüscher

sei dies Büchlein eigen

Ernst Zahn

Widmung

Du Mensch voll schlichter Güte,
du Kind mit laut'rem Sinn,
nimm, was mir wild erblühte,
zum Strauß gebunden hin!

Sonst bist du selbst es keinmal,
die nicht beglückt, beschert.
Nun sei dem Freunde einmal
das Geben nicht verwehrt.

Ich fand den Strauß an Flühen,
Alphang und Gletscherjoch.
Getaucht in leises Glühen
der Firne scheint er noch.

Doch sollst du's so nicht sehen
und so es deuten nicht.
Als Dank sollst du verstehen,
was auf ihm liegt wie Licht.

Inhalt

1903

Ein Blumenmärchen

Am Firnsaum, wo als blühende Oase
sich Wiese hindehnt zwischen Fels und Schnee,
lag blinzelnd eines Tags ein Mensch im Grase.
Das heiße Licht tat seinen Augen weh,
das von der Gletscher blitzendem Geschmeide
auf die verlorne Matte niederging,
und schläfrig bog er tiefer sich zur Weide,
die als ein weicher Pfühl sein Haupt empfing.

Da lag er, jener sond'ren Träumer einer,
in deren Brust der Quell der Sehnsucht quillt
und Wünsche so unirdisch sind, daß keiner
so hold auf Erden jemals sich erfüllt,
die jedes Ding zu adeln sich befleißen,
daß wüstes Feld noch Rosen ihnen bringt
und die sie spöttisch lächelnd Dichter heißen,
weil stets ihr Inn'res wie von Saiten klingt.

Ja, lächelt nur, bedächtig-kühle Spötter!
Ihr kennt den Weg. Leicht gehn die Träumer irr.
Es locken sie der Schönheit Marmorgötter
vom Pfade ab durch Wust und Dorngewirr.

Und wenn sie schließlich mühsam auch ergründen,
welch' Wunder so seitab verborgen sei,
und ihre Blicke stille Wonnen künden,
lacht nur, sie stachen sich ja wund dabei.

So einer also war es, der die Matte,
die höchste, die weit in der Runde grünt,
zum Ruhebette sich erkoren hatte
und Gast zu sein den Firnen sich erkühnt.
Der Tag goß Gold rings um die weißen Zinken,
es ragte schweigend Berg an Berg ins Licht
und ließ des Eises Silberpanzer blinken,
den von der Brust ihm nie ein Frühling bricht.

Doch auf der Wiese war ein solches Blühen,
daß sich kein Garten an ihr messen ließ;
hier dicht am Schnee und unter jähen Flühen
lag tief versteckt ein seltsam Paradies,
als sei ein Maimond hier vorbeigeschritten,
wie ihn die Niederungen nie gekannt,
dem sich die Scholle unter sachten Tritten
verwandelt in ein Blumenwunderland.

Da standen Veilchen, weiße Alpenrosen
und Primeln, Eisenhut und Enzian,
und Lilien, die bleichen, makellosen.
Die Glockenblume klang im Winde an.

Und dunkle Nelken leuchteten und glühten,
aus grauen Steinen wuchs das Edelweiß,
und aus dem Heidekraut, dem rot erblühten,
sah Augentrost und blauer Ehrenpreis.

Auf solchem Teppich, reich aus Blust gesponnen,
pflegte der sond're Fremdling seiner Rast,
zu denken nichts, zu suchen nichts gesonnen.
Tot lag die Wiese wie ein Friedhof fast.
Der Träumer atmete die hehre Stille
und glaubte jeden Lauts sie eben bar,
da klang ein Ton – so zirpt verträumt die Grille –
und merkte er, daß es ein Stimmlein war.

Er horchte hin: Ein zweites klang entgegen.
Ein drittes redete von drüben her,
und hier begann und dort sich eins zu regen,
als ob ein Märchenbuch lebendig wär'.
Und als sein Ohr die Worte kam zu fassen,
erwies sich, daß die hundert Blumen rund
geheimnisvolle Wissenschaft besaßen
und Sprache und erzählerklugen Mund.

Sie redeten von vielverschiednen Dingen.
„Es war einmal," hob an das Heidekraut.
Dann wußt' der Enzian Neues zu erbringen:
„Mir hat vom Tal ein Bruder das vertraut."



Die bleichen Lilien flüsterten verstohlen:
„Die Schwestern sagten's, die im Flachland stehn." —
„Ich weiß es von den blauen Nachtviolen,"
begann das Veilchen. „Hört mich, was geschehn!"

Sie redeten von Werden und Vergehen,
von tieflandfernem Menschentagelauf.
Von einer Welt Geschicken und Geschehen
bebte ein Echo in die Alp herauf.
Der Fremdling lieh sein Ohr dem fremden Sagen,
und seine Brust empfand gar wunderbar,
ans Herz sich schmiegend der Natur, ein Schlagen,
das wie der Erde starker Pulsschlag war.

Die Lilien erzählen:

Stand eine niedre Hütte, schindelüberdacht,
und sah aus roten Fenstern staunend in die Nacht.
Durch dunkle Himmelsflut der Mond, der Schwimmer, glitt
und stieg ans Erdenufer mit verhehltem Schritt,
erreichte sacht die Hütte mit der Bank davor,
dem Gärtlein und dem Weg, der sich ins Land verlor.
Im Garten stöberte der neugierbleiche Schein
und zündete herum an weißen Lilien drei'n.
Die prangten danach auf den Stengeln wunderbar
daß jeder Kelch als wie von Alabaster war.



Still war's. Es ging kein Wind, der, wenn die Glocke schlug,
ein Hundebellen scholl, den Laut herübertrug.
So stand von allem Weltgeräusch die Hütte frei,
bis aus ihr selber jäh und schmerzlich brach ein Schrei.
Die Nacht empfing ihn, dämpft' ihn mütterlich und schwieg
und lauschte wie der Mond, der Schleicher, weiterstieg.
Da öffnete der Hütte Türe eine Hand:
ein Weib schritt in die Nacht hinunter und verschwand.
Die Lilien aber reckten sich vor Eifer blaß
und sah'n durch rote Scheiben in ein klein' Gelaß.

Es hielt der Raum nur wenig ärmliches Gerät,
Tisch, Bett und Stühle, wie's in armen Stuben steht.
Ein junges Weib lag auf das Lager hingestreckt,
das blickte fröhlich halb, halb noch von Qual erschreckt.
Der Bauer saß mit der Gesponsin Hand in Hand
und sah auf einen Korb, der nah am Bette stand.
Von Gliedern winzig lag ein Menschlein drin und schlief.
Ein Schweigen jedoch, ruhevoll und freudetief,
lag auf den Drei'n, wie es die Menschen überfällt,
wenn nach dem Sturm der Friede sel'gen Einzug hält.

Nach einer Weile faltete die Hände sanft die Frau.
In ihrem Blicke schimmerte der frommen Rührung
Tau.
Die harten Finger ineinander zwang der Mann,
hob wie die Wöchnerin ein murmelnd Beten an.
Und Zukunftsglaube wuchs in ihnen sichtbarlich.
Ein neuer Mut und heit're Wille regten sich
und färbten jählings ihre bleichen Wangen rot.
Die unscheinbare Stube schien erwärmt, durchloht
vom leisen Widerschein geheimnisvoller Sonnen:
Ihr Kind — ein Leben — hatte seinen Lauf be-
gonnen.

Eine Primel hebt an:

Wenn der Frühling leuchtend Strich um Strich
eine neue Welt beginnt zu malen,
erst die Sonne, deren Gold verblich,
dann den Wiesenplan, den winterfahlen,
und das Waldesschwarz, das düstre, drauf
und das Blau an frostig bleichen Himmeln,
steht ein Heer von kleinen Schläfern auf,
glänzt der Mattengrund von gelben Primeln.

Frühling war im Land. Die Sonne sah
auf ein weites Feld von Primeln nieder,
golden floß das Licht vom Himmel da,
golden schimmerte die Wiese wieder,

und es nahten sich dem Blumenfeld
blonden Haars ein blasses, feines Kindchen
und ein dreister, kleiner Hosenheld,
zu vergnügen sich ein Stündchen.

Standen erst verdutzt am Wiesenrand,
klatschten hell dann in die Hände beide
und hinein ins gelbe Blumenland
trippelte mit keck geschürztem Kleide -
erst die kleine Sie. Drauf kam gemach —
früh muß sich der Mann mit Würde schmücken —
der Dreikäsehoch dem Mädchen nach,
und ins Bücken kamen sie und Pflücken.

Und ins Lachen kamen sie und dann
in ein glockenhelles Singen.
Mit geschickten Fingerchen begann
jedes seinen gelben Kranz zu schlingen.
Und als kunstvoll er gebunden war,
legte feierlich der Knabe seinen
um des Mägdleins Stirn, und in sein Haar
drückte stolz er das Gewind der Kleinen.

Durch das Gras dann jagten sich die Zwei,
weithin jauchzten ihre jungen Stimmen.
Weithin leuchtete der Mai.
Um die wilde Wette mit den Immen

tummelten sie lang noch sich umher:
Voll von kleinen Seligkeiten,
mühearm und sorgenleer
sind der Menschen Kinderzeiten.

Ein Veilchen sagt:

Ein Veilchen stand im Dämmerschein.
Die Nacht stieg aus den Schlüften.
Die Blumen nickten und schliefen ein,
das blaue Veilchen durchwob allein
die Luft mit Balsamdüften.

Das Veilchen sah des Wegs daher
ein paar Verliebte kommen,
die Häupter gesenkt so sorgenschwer,
die jungen Augen vom Licht nicht mehr
des einst'gen Glücks durchglommen.

Sie schritten, innig sich gesellt,
die Hände fest verschlungen.
Sie nannten neidisch und falsch die Welt
und klagten: „Siehe, der Nebel fällt
schon in die Niederungen."



Sie fragten: Denkst du noch daran?
Sie zagten: Was soll werden?
Sie sah'n sich lange und traurig an.
Da klang ein Posthorn über den Plan
und Hufegetrab von Pferden.

Ein „Lebewohl! Vergißmeinnicht!"
Der Jüngling schritt von dannen.
Die Nebel schwebten und wurden dicht.
Des Mägdleins liebliches Angesicht
die Tränen überrannen.

Das Veilchen sah in Einsamkeit
es endlich heimwärts wandern. –
Das ist das Menschenminneleid.
Doch die's nicht findet zu ihrer Zeit,
Sind ärmer denn die andern.

Die Nelken:

Nelken hingen in zufriednem Blühen
unter eines Hauses Fensterscheiben
in die Straße, wo in Alltagsmühen
sich die Menschen hin und wider treiben.

Von den vielen, die sie kommen sah'n,
war der schlicht, der festlich angetan,
trug die Augen einer voller Lichts
und schritt jener grämlichen Gesichts.

Waren braun dem Bauer Stirn und Wangen
und er ging mit plumpen Poltertritten,
hastig kam der Handelsmann gegangen,
stolz der Krieger, ernst der Pfarr' geschritten.
Knarrend zog vorbei jetzt ein Gefährt
mit der Felder reifer Frucht beschwert,
und an ihm vorüber windschnell trug
einen Mächtigen ein Viererzug.

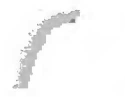
Aus der Fremde kam ein Bursch gezogen,
schwang schon fern den Hut, den staubversehrten,
und die Türen und die Herzen flogen
fröhlich auf dem Wiederheimgekehrten.
Doch aus einem kleinen Bettelhaus
trug man schmucklos einen Sarg hinaus,
und es grüßte niemand mitleidsam,
den, der hier für immer Abschied nahm.

Plötzlich ward von Pfeifen und Trararen
laut die weite Straße und lebendig;
hinterm Spielmannsvolke zog's in Paaren:
Schwäh'r und Schwieger, würdig und verständig,

Braut und Bräut'gam, jung und meisterlos,
und der weinvergnügten Gäste Troß.
Eine Glocke aber sang gemach
und verträumt dem Zug ein Ave nach.

Müßig Volk trat unter alle Türen,
weidlich eins zu reden und zu gaffen;
seine Glut vergaß der Schmied zu schüren,
den Gesellen ließ der Pfister schaffen,
Weiber liefen da und dort zuhauf,
und ein ganzes Schnatterfest kam auf;
denn ob Weib es oder Gans nur sei,
wo sich's schart, da wird es ein Geschrei.

Doch der wilde Lärm verhallte wieder.
Andre Leute, andres Treiben, Hasten
wogten straßenauf und straßennieder,
als schon längst der Sonne Lichter blaßten,
bis die Stadt in Schlaf sank und allein
noch die Nelken wach am Fensterstein
und ihr Raunen, das im Winde lag:
„Wie so friedlos ist ein Menschentag!"




Das Heidekraut erzählt:
Unendlich lag das Land geweitet,
vom reinen Himmel überblaut,
ein Teppich in das Tal gebreitet,
glomm weithin rot das Heidekraut.
Schlaf hielt die Eb'ne noch umfangen,
kein Vogelschrei klang in die Ruh,
als sei ein Volk zu Grab gegangen
und rote Erde deckt' es zu.

Da stieg — ein weißes Bäuschchen Seide —
ein Wölklein auf am Horizont,
ein Zischen fuhr über die Heide,
und wo das Frühlicht sie besonnt,
traf ein Geschoß in wildem Fluge
sie in die Brust und riß sie wund.
Wie aufgezerrt von schwerem Pfluge
und tief zerwühlt lag dort der Grund.

Ein Donnern, dumpf und langgezogen!
Die Antwort blieb nicht lange aus.
Ein Schlag! Von herseits kam's geflogen
und fuhr ins helle Land hinaus.
Und furchtbar kam der Tag zu Leben,
rauh schrie es hin, gell schrie's zurück,
die ganze Heide schien zu beben
von der Geschütze Morgenstück.



Dann hämmerte mit tausend Hufen
ein Reiterheer den wilden Plan,
mit Schwertgeklirr und Hussarufen
wie eine Windsbraut kam's heran.
Und in die dichtgedrängten Scharen,
wie vorher es zerwühlt den Grund,
auf Roß und Reiter kam's gefahren,
todheißes Blei, und riß sie wund.

Die Reihen schwankten. Rückwärts stoben
die Lebenden und was dem Tod
verfallen war, lag aufgehoben
im Bett der Heide blutigrot.
Doch neu – wie schweren Meeres Wogen,
wenn seinen Zorn der Sturm entfacht –
von dies- und jenseits kam's gezogen,
das Fußvolk warf sich in die Schlacht.

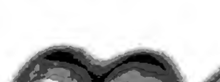
Und immer wilder wuchs das Würgen,
wie Sturm und Laue, Flut und Brand;
dem Wuchrer Tod den Zins zu bürgen,
empfing die Heide Pfand um Pfand.
Da lagen sie, bleiche Gesellen,
jung neben alt verschwiegen da,
und ihres Lebens rote Quellen
schlürfte die rote Erika.

Heiß glomm der Tag, kam ins Verglühen
und losch in stillem Dämmern aus,
da endete das Flammensprühen
der Schüsse und des Mordstahls Graus.
Trompetenton klang in die Heide,
der schlachtversprengte Krieger rief.
„Hurra!" schrie einer zum Bescheide,
und mancher schwieg und schlief und schlief.

Und als die Nacht im Schleppgewande
schwarztrauernd auf dem Felde schlich,
lag Stille überm Heidesande,
nur leise Stimmen regten sich
wie Seufzen an den Hünensteinen.
Es flüsterte im Heidegras:
„Nun werden viele Mütter weinen;
denn Schlachten schlägt der Menschen Haß."

Die Alpenrose:

Im Tale unsere Schwestern,
die kost der Maienwind,
daß sie, noch Knospen gestern,
heut blühende Wunder sind.



Vor uns, den dornenlosen,
sind sie an Schönheit reich,
im Talgrund blühen die Rosen
purpurn und neuschneebleich.

Es stand ein Bild am Berge,
wie's viele im Lande hat,
das kannten Säumer und Ferge
und Bauer und Soldat:
Maria mit dem Kinde!
Es rahmend wundersam,
schlang drum sein reich' Gewinde
ein blühender Rosenstamm.

Vom Bilde ging die Sage,
daß, wer sein Erdenleid
frommgläubig zu ihm trage,
geheilt sei und befreit.
Und zu ihm zog alljährlich
viel Volk aus Stadt und Land
zur Zeit, da frühlingsherrlich
der Stamm voll Rosen stand.

Die Rosen aber glommen
aus dunklem Blattwerk rot
und sah'n die Menschen kommen
mit ihrer Herzensnot:

Den Landmann, der zum Werke
ausging im Morgengrau,
den Krieger, der Mut und Stärke
sucht bei der heiligen Frau.

Es kam der Bursch gegangen,
deſſ' Herz einem Mägdlein schlug,
die Frau mit schmalen Wangen,
die ein Leben im Schoße trug,
das Kind, dem hell die Stirne
von seiner Unschuld Strahl,
die gottverlassene Dirne
in ihrer Sünden Qual.

Und in der Augen Nächten
stand allen ein seltsam Licht,
wie wenn aus tiefen Schächten
der Schein einer Flamme bricht.
Und das geheime Glimmen,
das, blieb der Mund auch stumm,
doch sprach wie innere Stimmen —
etwas Heiliges war darum.

Die Rosen wußten zu sagen,
daß von Mächten vielerlei
die Menschen in sich tragen,
dies Licht die höchste sei.

Und ob zutiefst im Staube
geendet der Sünder Lauf,
die Rosen sagen, der Glaube
hilft ihnen wieder auf.

Die Glockenblumen:

Der Glockenblumen leichte Last
hing an den Halmen im Abendglast,
und einer Aveglocke Klang
wanderte sanft das Feld entlang,
als grüßte ihr frommer Betermund
die kleinen Schwestern im Wiesengrund.

Die regten sich nicht und lauschten bloß,
als wie vor Andacht atemlos.
Doch, wo ein Pfad im Wiesland war,
Da wandelte ein Menschenpaar.
Ihr weißes Haar, ihr stilles Gesicht
streifte ein Schimmer Abendlicht.

Sie zogen Hand in Hand fürbaß.
Der Greis im Gehen erzählte etwas.
Mit leisem Lächeln von Zeit zu Zeit
gab die Gefährtin ihm Bescheid.
Und wie der Abend still und klar
ein Schein in ihren Augen war.

„So kam es," sprach der Alte, „sieh,
daß weit das Leben uns gedieh:
Einst waren wir, nur du und ich,
es füllte das Haus und leerte sich.
Die Jungen zogen. Die Zeit ging zu.
Und wieder sind – nur ich und du!"

Die Greisin nickte, sah vor sich hin.
Erinnerung faßte sie und ihn.
Vor ihrer Seele Spiegel stand,
was sie dereinst ihr eigen genannt.
Es war vorbei. Sie wußten es doch. –
Die Aveglocke klang immer noch.

Sie schritten weiter den Weg hinauf.
Da wachten die Glockenblumen auf
und schwangen und tönten so wunderfein,
als sängen ein Kind in den Schlaf sie ein,
und gaben Geleite dem Menschenpaar,
für das der Abend gekommen war.

Ein Edelweiß:

Wer uns Einsame holt vom Firnenrand
und trägt uns hinab ins tiefe Land,
der will uns schmerzlichem Tode weihn:
Wir können im Tale nicht gedeihn.

Wir sehen im Wachen und im Traum
die Berge ragen am Himmelssaum,
wir sehen sie ragen und leuchtend stehn
und müssen uns sehnen und müssen – vergehn.

Ein Wanderer holte ein Edelweiß
auf mühsamem Pfade dicht unterm Eis
und trug es nach Hause und pflanzte es ein
am Fensterbrett, in den Sonnenschein
und freute sich seiner und pflegte es gut.
Die Blume ward matt in der Sonnenglut
und nickte in schwerer Schläfrigkeit.
Ihr Heimatgletscher grüßte von weit.

Der Firnglanz wuchs und traf sie gemach.
Da wurde die Blume vor Heimweh wach
und wandte, geblendet vom Firneschein,
sich ab und sah in die Stube hinein,
vor der sie gefangen, gefesselt war,
und sah – sie schauderte sonderbar –
daß der Mensch, der sie raubte, wo sie gedieh,
da drinnen krank war, krank wie sie.

Das Antlitz bleich und die Hände schmal,
lag er und schreckte auf manchmal,
und der Blick wie in Fernen forschte und las,
schaute und schaute und suchte etwas.

Dann traten Kinder in das Gemach,
ein Weib, dessen Schluchzen die Stille brach;
sie sanken am Lager in die Knie,
und der im Bette tröstete sie.

Und er sprach, und sein Auge leuchtete auf,
von einem Wege weit hinauf,
von einer Insel, die erdenfrei
in dunklen Fernen gelegen sei.
Und als er lange geendet doch,
glänzte sein Auge immer noch,
wanderte fernhin sein Blick und las,
schaute und forschte und suchte etwas.

Das Edelweiß, dem das Sterben nah,
sah, wie da einem gleich geschah,
sah, wie im Scheiden ihm fernehin
nach einem Jenseits stand der Sinn,
sah, wie die Menschen unverwandt
träumen von einem besseren Land,
das sie im Meere des Lebens gesucht,
wie einer Heimat Rettungsbucht.

*

So klang dem Mann im Gras der Blumen Flüstern,
bald da, bald dort, es regte sich ringsum,
als machte eins das andre redelüstern.
Da horch, auf einmal blieben alle stumm.
Ein Stimmchen nur war einzig noch lebendig;
das klang wie einer Geige Melodie,
so herzumschmeichelnd, so gebetinständig,
als ob ein Zauber ihm den Ton verlieh.

Der Mann erhob sich, und im Moos bescheiden
beiseite sah er eine Blume stehn,
blau wie der Bergsee, den die Stürme meiden.
Der Wandrer ward nicht satt, sie anzusehn.
Sein Herz ergriff ein wundersam Verlangen,
Hoffnung und Zagheit füllten ihm den Blick.
Der Blume saitenzarte Worte klangen:
„Mich fand kein Mensch noch je! — Ich bin — das Glück!"

Es nahte sich der Träumer leisen Schrittes
der Stelle, wo die Wunderblume stand,
schon sah er sie erreicht, gepflückt. — Da glitt es
vor seinen Blick wie eine Nebelwand.
Von Schrecken halb, von Wehmut halb befangen,
verwirrt und wegverloren blieb er stehn.
Da kam ein Wind. Der Nebel war zergangen.
Die blaue Blume war nicht mehr zu sehn.

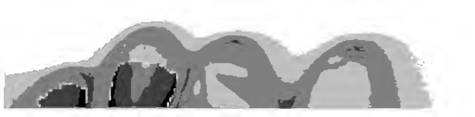



Am späten Abend von der Alpenmatte
fand sich der sond're Wanderer nach Haus.
Der holde Traum, der ihn umgaukelt hatte,
spann weiter sich in ihm und spann sich aus.
Und ob er auch das Glück noch nicht gefunden,
und wie ihr alle nach ihm suchend zieht,
heim trug er eines aus verträumten Stunden
und schrieb es auf für euch – dies kleine Lied.

1910

Mondelfe

Eine Sage



I.

Ein Seelein liegt hoch im Gebirg versteckt,
von grauer Felsen düstrem Wall ummauert,
bekannt dem Hirten nur und nur entdeckt
vom Jäger, der daselbst auf Gemsen lauert.
Weltlärmentwöhnt ruht der verborgne See
und wie in einen tiefen Traum gefallen
und spiegelt zweier Firne Silberschnee
und Wolken, die sich weiß am Himmel ballen.

Im Wall der Felsen, scheinbar pfortenlos,
klafft eine sanfte grüne Uferstelle.
Dort blüht, gestickt in sammetweiches Moos,
die Gentiane und die Soldanelle.
Da spielen, wie die Sage weiß, zur Nacht
Mondelfen, lichte, strahlenzarte Wesen,
die dies Versteck, von Fels und Firn bewacht,
zum Tanz- und Tummelplatze sich erlesen.

An diesem See war's eines Nachts im Mai:
Gewölk umdüsterte der Berge Zinnen.
Durch eine Lücke nur, von Wolken frei,
begann des Mondes weißer Strom zu rinnen.

Ein grauer Stein trat in den Lichtbereich,
gar klotzig lag er in der Blumenmatte;
doch war's grad er, den, zart und lilienbleich,
ein Elflein sich zum Sitz erkoren hatte.

Das erdenfremde kleine Wunderding,
das strampelnd ließ die feinen Füße hangen,
quälte die Langeweile nicht gering
und stach ein gar befremdliches Verlangen.
Auch Elfen haben ihren Eigensinn.
So suchte diese, Lunalei mit Namen,
seit Nächten schon ihr ganzes Heil darin,
Menschen zu sehn. – Doch keine Menschen kamen.

Noch wuchs der Mond und goß sein feuchtes Licht
hinunter in des Sees entschlafne Fluten.
Sie lagen fahl, als wie dieselben nicht,
die abends rot im Rot der Sonne bluten.
Die Elfe hob ihr spinnwebzart Gewand
und fing zwei von des Mondes Silberspießen,
zu Tropfen ward das Licht in ihrer Hand,
und spielend ließ sie's in die Matte fließen.

Da klang ein harter Schritt von irgendher.
Die Spielende fuhr auf von ihrem Steine:
Was war das? Also plump und bärenschwer
schritt sicherlich der Elfenschwestern keine.

Und sieh, da stieg es schon dem Seelein zu,
das Antlitz vorgeneigt, das wetterharte:
Ein Bauer. Gras erstarb ihm unterm Schuh,
und Nachtwind zupfte ihn am schwarzen Barte.

Dem Elflein ward ein wenig schwül zumut;
gefährlich schien der Tolpatsch ihm, der fremde.
Der aber, wie ein schwer Verlegner tut,
stand still und nestelte am Hirtenhemde.
Der Spuk am Stein war ihm geheuer nicht.
Vielleicht war Flucht das erste, was ihn lockte.
Bald aber schien ihm zu ergründen Pflicht,
was für ein Trugbild da im Mondschein hockte.

So trat er näher, und die Scheu verlor
sich gänzlich ihm ob einem frohen Staunen.
Ein holder' Bildnis sah er nie zuvor:
Gesicht und Händlein weiß wie Eiderdaunen,
von Körper binsenschlank und gliederfein,
hell wie Goldregendolden ihre Locken,
so sprang die Elfe jetzt vom grauen Stein
und sah ihn an halb neckisch, halb erschrocken.

Da fiel Hans Hart, dem Bauer, es zu Sinn,
das möcht' ein Spielzeug sein für seinen Buben,
das einz'ge Kind, das ihm die Bäuerin
zurückgelassen, da sie sie begruben.

Zwei Jahre war das her und noch ihm Trost
nicht in das trauervolle Herz geflossen,
das eins nur hellte: Stolz auf seinen Jost,
den schwerverwöhnten kleinen Liebessprossen.

Hans Hart trat vor – gedacht ist halb getan –
und faßte mit gar linkischer Gebärde
das wunderfeine Elfenwesen an,
schloß seine Hand und hob es von der Erde.
Erst wehrte Lunalei sich schlangenhaft,
doch war des Abenteuers sie vergnügt am Ende,
ja trug mit Kichern die Gefangenschaft
der derben und verwegnen Bauernhände.

Hans wendete sich um, und langsam schlug
er seinen Heimweg ein. Das Mondlicht flirrte.
War's noch ein Gruß der, die er sorglich trug?
Galt ihm der Schein, der ihm im Rücken irrte?
Er aber schritt fürbaß, und Lunalei
lag eingeschmiegt in seine Arme beide,
als ob sie selber nur ein Mondstrahl sei,
so leicht wie Flaum, so licht wie weiße Seide.



II.

Auf grüner Matte, rings von Wald verbrämt,
stand sturmgebräunt die Hütte Hans', des Bauern,
und ihre Scheiblein schienen wie verschämt
ins dunkle Tal zu blinzeln und zu lauern.
Geranien blühten rot am Fensterbrett
und Hauswurzdolden fähnelten vom Firste
hinunter, wo ein Bach in seinem Bett
Hans vorsang, daß er da sei, wenn ihn dürste.

Dem Frieden war hier eine sichre Statt.
Die Tage wanderten, die Jahre zogen
den Strömen gleich, die ruhevoll und glatt
durch sonnenübergoss'ne Ebnen wogen.
Und war das Haus von Wettern auch umtost,
war hart der Winter, der bärbeiß'ge Riese,
in seinem Korbe schlief der kleine Jost,
des Bauern Bub, als wie im Paradiese.

Seit Tagen teilte ein besondrer Gast
mit dem verwöhnten Knaben Pfühl und Lager,
ein Köpfchen schwarz, eins hell wie Mondenglast,
zwei Fäustchen packeprall, zwei fein und hager,

so lagen Bäuerlein und Elfenkind,
und Jost war zärtlich und kniff ungebärdig
der Elfe Wangen, weich wie Maienwind,
mit seinen Tolpatschhändchen, hart und erdig.

Doch war die kleine Elfe ihm nicht gram,
noch sann sie, wie sie sich von hinnen rette.
Es schien vielmehr, daß jeder Tag, der kam,
sie fester an den Kameraden kette.
Eins nur war sonderbar: Sie schlief am Tag,
doch, stahl durchs Fenster sich des Mondes Schimmer,
sah sie, indes der Knabe schlafend lag,
mit großen wachen Augen in das Zimmer.

So ging die Zeit. Der Knabe wuchs heran.
Da fiel der Vater seinethalb in Sorgen,
denn siehe, wie die Elfe fing er an
und wachte nachts und schlief lang in den Morgen.
Er ward indes ein stattlicher Gesell,
dem Bärenstärke die Gestalt durchsehnte
und dem zuweilen sanft und bernsteinhell
der Elfe Köpfchen an der Schulter lehnte.

Gar manche Nacht sah beide auf der Bank,
die sich der Bauer an sein Haus gezimmert.
Von Mondlicht war der Boden blitzeblank
und wie von Kerzen jeder Baum umflimmert.

Doch Lunalei, die Elfe, saß und spann
aus feinen Silberstrahlen Kranz und Krone
und kränzte Jost als einen Edelmann
und krönte ihn gleich einem Königssohne.

Dafür schnitt er aus Rinde ihr ein Boot,
das gaben sie dem Murmelbach zum Spiele,
und redeten, daß es im Abendrot
im Meer einst werde landen, seinem Ziele.
So lebten sie, noch Kinder von Gemüt,
so sehr sie an Gestalt der Reife nahten,
und ihre Freundschaft war so hold erblüht,
daß sie einander nichts als Liebes taten.

Jedoch begann des Lebens Wirklichkeit
aus ihrem Märchen manchmal sie zu reißen.
Der Bauer Hans fand oft es an der Zeit,
Faulpelz und Tagdieb seinen Jost zu heißen,
und trug seit langem Reue, daß er je
das Zauberwesen in sein Haus getragen,
verwünschte seinen Gang zum blauen See
und fing, half Zanken nicht mehr, an zu schlagen.

Mit Murren fügte sich sein Bub dem Zwang,
ging unter Tags zu Wald und mit den Ziegen,
trug Wildheu heim vom jähen Felsenhang
und lernte sich ins Joch der Arbeit biegen.

Kam müd er abends heim, tat Lunalei
die großen Augen auf, erwachend eben,
da ward er aller seiner Mattheit frei,
als gäbe sie aufs neu ihm Kraft und Leben.

Sie spielten dann wie stets. Sie schliefen nicht.
Drob kam ein Fieberglanz in Jostens Blicke,
und immer blasser ward sein Angesicht,
sein Nacken schlaff, als ob ihn Bürde drücke.
Sein Vater schalt: „Hab vor der Hexe acht!
Der Mondspuk darf in meinem Haus nicht bleiben!"
Und, wenn auch bangend vor der Elfen Macht,
sann er auf Mittel, diese zu vertreiben.

Nun aber weckt Versagen erst Begehr.
Und was der Bauer tat, um sie zu trennen,
ließ Jost und Lunalei nur immer mehr
der Herzen Engverbundenheit erkennen.
Aus leisem Widerstand ward heißer Mut,
aus Kinderfreundschaft liebendes Verlangen,
und aus der jungen Seelen reiner Glut
der Leidenschaft hungrige Flammen sprangen.

III.

Der Vollmond trieb im tiefen Blau der Nacht,
gleich eines Königs goldner Gondel schwimmend,
der Sterne Funken waren angefacht,
das stolze Fahrzeug lämpchengleich umglimmend,
und schwarz stand Berg an Berg und schwarz der Tann,
vor Andacht schien des Windes Hauch zu stocken,
auf ihrer Bank saß Lunalei und sann.
Ein Silberschimmer lag auf ihren Locken.

Gedanken suchten heim die Elfenmaid,
wie sie sonst nur in Menschenhäuptern blitzen.
Die Zeit ging ihr mit Schneckenlangsamkeit:
Wie war sie satt doch, wartend so zu sitzen!
Noch immer fehlte Jost, der Kamerad,
der mit dem Vater im Gebirge weilte.
Und was ihr hier vor Blick und Seele trat,
wie leer doch war's, wenn er's nicht mit ihr teilte!

Das Köpfchen bog das weidenschlanke Ding,
und plötzlich ging ein Fremdes durch ihr Sinnen:
Sie sah den Heimatsee im Felsenring,
den halb vergess'nen. Leis zog sie's von hinnen.




Auf einmal ward ihr eng und erdenschwer,
als trügen ihre zarten Glieder Ketten,
wie wenn die Füße Leichtigkeit nicht mehr
wie einst zum Reigentanz im Mondschein hätten.

Vor jähem Heimweh nach der Einsamkeit
der Elfenwiese floß ihr eine Zähre.
Dann rief sie laut nach Jost vor Herzeleid:
Ihr würde leichter, wenn er bei ihr wäre.
Doch Jost kam nicht. – So saß sie unruhvoll.
Da sieh, was wogte dort im Mondenglanze,
als ob es aus des Waldes Kronen quoll?
Ein Heer von Schemen, wiegend sich im Tanze.

Es flimmerte und funkte überm Wald,
Gestalten tauchten aus dem grünen Meere,
bald nähernd sich zu zwein und zwein, und bald
sich wieder sammelnd zum beschwingten Heere.
Es blitzten Leiber, sprühte goldnes Haar,
von Mondlicht weich und wellengleich umflossen,
und feiner Stimmen süßer Wohllaut war
ins tiefe Schweigen der Natur gegossen.

Schon hob sich Lunalei, stand auf den Zehn.
Ein Etwas gab ihr sehnsuchtsvolle Schwingen.
Schon fing der Körper sanft sich an zu drehn,
anschmiegend sich im Takt dem leisen Singen.



Die Arme streckten sich ins Licht hinein,
und aus dem Lichte tauchten andre Hände,
es haschten Elfen nach dem Schwesterlein,
daß es im Tanze ihnen sich verbände.

Nun schwebten sie – die Erde ließ ihr Fuß,
sie wogten wie von sanftem Wind getragen,
sie neigten sich und tauschten Gruß um Gruß.
Liebkosung machte gut ein lang Entsagen.
Und leisen Tadel hörte Lunalei,
daß sie zu lang dem Alpsee fern geblieben,
und wie für Elfenvolk es Sünde sei,
mit Menschen Mensch zu sein und sie zu lieben.

Noch schwebten sie, wie Nebel wallt und schwebt,
und hoch und höher schwang sich schon ihr Reigen,
da klang ein Ruf, von Ungeduld durchbebt.
Jost rief nach Lunalei im Niedersteigen.
Hell jauchzend klang ihr Name durch den Wald.
Und jäh, als ob ein Band zerrissen werde,
stockte der Tanz. – Und Lunaleis Gestalt
glitt wie ein Funke wieder auf die Erde.

Der Schein erstarb, der ob dem Wald geglänzt.
Das Heer der Schemen schien in nichts zergangen,
die Bank am Haus nur blieb von Licht umgrenzt,
und dort saß Lunalei wie traumbefangen.

Nah klang und näher Jostens Jodelgruß.
Die Elfe lauschte, mehr und mehr erwachend.
Dann stob heran, von Glück beschwingt den Fuß,
ihr Spielgeselle und umfing sie lachend.

Sie aber bebte, während er sie hielt,
wie wenn im Frost ein kleiner Vogel zittert,
und wie von Wehmut war ihr Mund umspielt.
Doch Jost hielt sie mit starkem Arm umgittert
und küßte sie zum allererstenmal.
Da schwand ihr seltsam Wesen augenblicklich.
Ihr Arm um seinen Hals sich zärtlich stahl,
und: „Ich bin glücklich," sprach sie, „ich bin glücklich."

Der weiße Mond stand nah am Untergang,
die Tannen rauschten, doch die Berge schwiegen,
wie träumetrunken — leiser Vogelsang
schien's irgendwo in einem Busch zu liegen.
Da neigte Lunalei das Haupt zurück
und sank in Schlummer, und mit sel'gem Schauer
hielt Jost im Arm sein erdenfremdes Glück. —
So fand am Morgen sie Hans Hart, der Bauer.

IV.

„Und daß für Elfenvolk es Sünde sei,
mit Menschen Mensch zu sein und sie zu lieben!"
Gleich einem Stachel war das Lunalei
seitdem in Herz und Sinn zurückgeblieben.
Es mottete, ein heimlich Feuer, fort.
Und wieder mußte sie des Firnsees denken.
Der Elfenschwestern zärtlich Mahnungswort
schien ihre Sehnsucht heim zu ihm zu lenken.

Doch, wenn sie nachts von ihrem Lager glitt,
dann war für Jost nichts mehr als sie auf Erden.
Er blieb zur Seite ihr auf Schritt und Tritt
und kannte, war sie da, kein Müdewerden.
Sie aber litt es nicht mehr auf der Bank,
ein Wandertrieb begann sie zu befallen,
und jedem Mondstrahl, der ins Kurzgras sank,
begann sie großen Auges nachzuwallen.

Den Freund zog sie mit fort mit weicher Hand
und schwebte lautlos, wo sein Bergschuh knarrte.
Ihr Blick ging weit, wie in ein ander Land.
Doch oft geschah's, daß plötzlich sie verharrte,

wo sie den Mond in einem Wasser sah.
„Sieh doch, wie schön," sprach sie zu Jost, und führte
ihn näher, zögerte und weilte da,
als ob sie sich in einer Heimat spürte.

Der Bauer Hans ließ längst sein Schelten sein;
ihm engte Angst die Brust um seinen Jungen.
Den spann, er sah es wohl, ein Unheil ein.
Zog jener fort auf seine Wanderungen,
so harrte bang er seiner Wiederkehr.
Das Wandern aber führte weit und weiter,
Jost schlich wie hinter einem Irrlicht her,
der Liebsten blasser, schweigender Begleiter.

So kamen einmal sie zum See hinan,
wo Hans, der Bauer, Lunalei begegnet.
Der Mond ging über ihnen seine Bahn.
Es standen silberfunkenüberregnet
die beiden Firne, und das Bett des Sees
war so von Licht gefüllt zu dieser Stunde,
daß es sich ansah wie ein Prunkgefäß,
diamantenleuchtend bis hinab zum Grunde.

Und Lunalei trat an des Ufers Rand.
Da war's, als ob ein fernes Lied erklänge
und Saitenspiel von keines Menschen Hand,
und als ob überm See ein Reigen schwänge.

Und Lunalei fing sich zu wiegen an,
jetzt sich entfernend, jetzt sich zärtlich nahend.
Sie griff ins Licht, das überm Wasser spann,
und hob die Hände wie nach andern fahend.

Und wilder ward ihr wunderlicher Tanz,
und deutlicher erscholl das ferne Singen.
Verwirrt und blind stand Jost im Mondenglanz.
Dann schien ihn eine fremde Macht zu zwingen:
Ein Unerklärliches hob ihm den Fuß,
der Elfe gleich begann er sich zu wiegen,
und plötzlich ward Verzagtheit zum Genuß
und fühlt' er sel'gem Spiel sich unterliegen.

Das ferne Lied frohlockte, sank und schwoll,
die Firne strahlten in gespenst'gem Leuchten,
der Tanz der beiden ward verwegen, toll.
Im Riedgras ging er nun, im uferfeuchten.
„Komm, komm!" sang Lunalei. Jost war nicht acht,
wie nah dem See schon ihn geführt der Reigen.
Ein Straucheln da. Ein Blitzen in der Nacht.
Ein Wellchen stieg, und dann ward tiefes Schweigen.

*

Das Haus durchschlich der Stunden graue Flucht.
Hans Hart, der Bauer, saß seit vielen Nächten
und wartete, daß, den er lang gesucht,
sie endlich, seinen Jost, ihm wieder brächten.
Doch niemand kam. – Und nie fand sich die Spur,
wo im Gebirg des Buben Weg geendet.
Manchmal umspann ein kühler Mondstrahl nur
Hans Harts Gesims, zum Zeichen ihm gesendet.

Er lag, aufs braune Holzbrett hingelegt,
in seinem Glanz den weißen Rosen ähnlich,
wie man sie gern auf liebe Gräber trägt.
Hans aber, der so lang geharrt und sehnlich,
verstand zuletzt, was seine Deutung sei:
Er selbst trug einst vom Berg das Unheil nieder!
Der Mondstrahl war der Gruß der Lunalei.
Und er war einsam jetzt. Jost kam nicht wieder.



1911

Der Schneegreis und die junge Anemone

Ein Märchen

I.

Es war dort oben, wo die Berge den Himmel tragen. Da sitzen die Schneekönige in ihren Burgen und leben seit Jahrtausenden und werden Jahrtausende weiter leben, wenn nicht ihre Feindin, die Sonne, an Macht noch gewinnt und ihre Festen verbrennt.

Es war ein Schneekönig, der hieß Firnhart und wohnte in einem merkwürdigen Turme, welcher aus drei riesigen Felsnadeln gebildet war. Diese Nadeln waren schwarz und so schroff, daß keine Flocke daran haftete, und so spitz, daß sie in den Himmel Wunden zu stechen schienen. Sie hatten ein Tor gegen Westen, welches aber so von ihren Wänden umbaut war, daß der neugierige Tag keinen Eingang fand. Der Tag und das Sonnenlicht fanden auch vom Himmel her keinen Weg in die Tiefen des engen Turmes; sie lagen nur zuweilen auf den drei Nadelspitzen.

In einer Nacht lehnte Firnhart vor dem Eingang seiner Burg an einem Felsen. Er war ein Recke von Gestalt und trug einen Panzer aus

schimmerndem Silber, einen Mantel so weiß und weich wie der Flaum eines Schneehuhns, und eine Krone von Eis, die farbiger sprühte als Diamanten. Das Mondlicht spielte in den Zacken der Krone. Einmal stampfte der König mit dem Fuße, da brach unter diesem ein Schneefeld los und wurde wie ein Strom und stob wie ein wirbelnder Rauch zu Tal. Die Nacht, die sanft und still und sammetschwarz war, wurde erfüllt von Sausen und Donnern. Manchmal aber hob Firnhart mit beiden Händen das breite Schwert, das an seiner Seite hing, und hieb in die Felsen, daß weit in den Bergen das Echo des Schlages dröhnte und Eisstücke in weiten Sprüngen in das Dunkel hinunterflogen.

„Was tust du, Herr?" fragte ein Knecht aus dem Innern des Turmes, und Firnhart antwortete: „Es will Frühling werden." Seine Stimme war dunkel und schön und schwer wie die schöne, träumende Nacht.

Firnhart war nicht allein, obgleich er nicht wußte, daß jemand nach ihm sah. Da war aber eine Stelle unfern derjenigen, auf der er stand, auf der hatte den ganzen Tag die warme Sonne gelegen und war kein Schnee dort, sondern weicher Grund und sprießende Kräuter. Jetzt spielte das



Mondlicht um die Stelle, wie des Tages die Sonne. Es war ein solcher Glast über dem Orte, daß selbst, wenn Firnhart dorthin geblickt hätte, seine Augen sich geblendet abgewandt haben würden. Mitten aus diesem weißen Glast sah ein Mägdlein auf den geharnischten Mann. Ihr Gewand war silbern und durchsichtig wie das Mondlicht selbst, aber so feine Falten das wallende Kleid auch warf, ihre Glieder und ihr Nacken waren weißer und schmiegsamer. Von ihrem holden Haupte fiel ein Mantel seidenen Haares um ihre Schultern. Das war so hellblond, daß es manchmal mehr einem leise leuchtenden Glorienschein als wirklichen Locken glich.

Unverwandt schaute das Mägdlein auf den Mann am Felseneingang und wunderte sich, wie weiß und lang der Bart ihm über den Panzer fiel, so daß er dem Reif glich, der an Wintermorgen an Gräsern hängt, und daß das Licht in seinen Strähnen kleine Funken weckte, als ob Edelsteine darin zerstreut wären. War es nun, daß der Blick der Staunenden denjenigen Firnharts anzog oder daß der blendende Schein über der Stelle, wo das Mägdlein saß, wich, gleichviel, der Schneekönig ließ auf einmal seine ruhigen, kühlen Augen auf sie fallen, betrachtete sie gelassen

eine Weile und fragte dann mit seiner dunklen, schönen, klingenden Stimme: „Wer bist du?"

„Ich heiße Anemone," antwortete das Mägdlein leise, aber als er wissen wollte, woher sie käme, erwiderte sie: „Ich weiß es nicht; ich bin aus einem Traum erwacht und sah mich hier."

Er kam gegen sie herniedergeschritten. Sein Panzer klang, und in seinem silbernen Helm spiegelte der Mond sein Antlitz. Die Nacht nahm das Geräusch jeden Schrittes auf, den der Schneekönig tat, und tönend wanderte es einen Augenblick an den Bergen hin. Einzelne Sterne standen in dem schwarzsammetnen Himmel und waren wie Kerzen, die dem schreitenden König leuchteten.

Als dieser das fremde Mägdlein erreichte, sah es, daß er ein Antlitz voll Hoheit und Güte hatte, und es faßte ein großes Vertrauen zu ihm.

Firnhart sprach: „Du bist früh gekommen, kleine Anemone. Ich sah deiner Schwestern viele, aber keine noch war so früh im Jahr wie du, und keine noch war so lieblich."

Seine Stimme war wie eine dumpfe, feierliche Glocke in der Nacht.

Das Mägdlein lauschte ihr mit zitterndem Herzen und neigte das Haupt, um ihr Schwingen und Verklingen zu hören.



„Du bist ein Pflegling des Frühlings," sagte König Firnhart, „und er wird bald kommen. Aber siehst du die weiße Wolke dort hinter jenem Berge? Das ist ein lauernder Wintersturm, und er wird über diese Lehne brausen, ehe der Lenz Gewalt gewinnt. Wenn er dich findet, wirst du sterben, kleine Anemone."

Das holde Kind erschrak. Es ging ein kalter Hauch an ihrem Haupte vorbei, und es war, als sei er aus Westen gekommen, wo jene Wolke stand. Als aber Tränen der Angst ihr in die Augen traten, tat der König seinen Mantel auf, schlug ihn um ihre schlanken Schultern und hob sie mit seinem starken Arm, daß sie aufrecht stand und ihr Kopf gegen seine Achsel lehnte. Und siehe, der Mantel wärmte das Mägdlein und sie hatte das ruhevolle Empfinden eines großen Schutzes. „Komm mit mir," sagte der König, „ich will dich verbergen, wo der Sturm dich nicht sucht."

Sie schritten durch die schweigsame Nacht. Er hielt sie so fest, daß ihr war, als trage er sie und berühre ihr zarter Fuß den Boden nicht. Bald erreichten sie den Felsturm. Als sie am Eingang standen, wollte es dem Mägdlein grausen, allein, als sie zu ihrem Begleiter aufschaute, fühlte sie sich geborgen, und er führte sie durch das Tor.

Sie meinte es von grauen, riesigen Eiszapfen behangen, aber bei näherem Zusehen gewahrte sie, daß da gepanzerte, steif und reglos an den Wänden lehnende Knechte standen.

„Schließt das Tor!" befahl der König, und sie antworteten mit rauhen Stimmen: „Wohl, Herr."

Ein Krachen verriet sogleich, daß sie den Befehl befolgt.

Sie schritten weiter. Aus dem Turm führte ein Gang in neues Felswerk hinein. Wieder sah Anemone Knechte zu beiden Seiten ihres Weges stehen. Stumm und starr standen sie da, und stumm und groß schritt der König vorbei. Solcher Wachen waren viele, während sie durch immer neue Felsensäle kamen. In diesen war kein Licht, und doch waren sie hell, als ob des Königs weißer Mantel sie erleuchtete. Sie erreichten endlich ein Gemach, das weiße und wie aus blinkendem Rauhreif gebaute Wände hatte. In seiner Tiefe befand sich ein einziges großes Fenster, durch das ein milder Schein wie einer Ampel floß. In der Nähe stand ein Lager, das war so schneeweiß wie des Königs Mantel und so weich wie der. Zu diesem führte Firnhart die Gefährtin und hieß sie sich niedersetzen. Er selbst nahm auf einem

Schemel an ihrer Seite Platz. Als Anemone durch das Fenster sah, dessen Pfosten und Bogen wie fleckenloser Marmor schienen, war draußen die Nacht mit den wenigen Sternen, und der Mond hing am Himmel und goß sein Licht durch die Fensteröffnung. Anemone aber fror nicht, obgleich alles ringsum wie Eis und Schnee war.

„Hier wirst du geborgen sein," sagte der König Firnhart. Er stieß sein Schwert zu Boden. Da erschienen Knechte. Die waren alle in grauen Panzern, und war kein weiblich Wesen irgendwo zu sehen. Die Knechte hatten klirrende Schritte, allein sie dienten dem schlanken Gaste mit stummer Güte. Einer von ihnen trug eine silberne Schale, gefüllt mit einem Tranke, klar wie die Quelle aus Felsgrund, die reichte er Anemone, und sie trank dem Könige mit einem leisen Neigen des Hauptes zu.

„Du scheinst ein Greis," sprach sie zu ihm, „und dennoch ist nichts von Müdigkeit und sinkender Kraft an dir. Aufrecht stehst du und stolz, und dein Arm ist ein Hort."

Er sah sie sinnend an und winkte. Ein Harfner kam. Der setzte sich, ein dunkler Mann, in eine Ecke des weißen, lichtumflorten Fensters und begann zu spielen. Von seinen schweren, grauen

Händen flossen die Töne wie leise Tropfen oder wie wenn die goldenen Sterne vom Himmel fielen und mit süßem Klingen auf einen Boden von Marmor schlügen. Plötzlich begann König Firnhart zu singen. Seine Stimme, die wie eine Glocke in der Nacht war, schwang sich hinaus, und die Töne der Harfe umspielten sie gleich zärtlichen Kindern. König Firnhart aber sang das Lied von der Einsamkeit, das pries die Gipfel der Welt, wo die Menschen nicht wohnten, das blinkende Eis und den schimmernden Schnee, die blauen Nächte und ihre Sterne, die grauen Tage und ihre Stürme. Es war ein gewaltiges und ein frohlockendes Lied, und doch hörte Anemone etwas heraus, was wie Traurigkeit war und was ihr ein merkwürdiges Mitleid mit ihrem Gastfreund ins Herz goß.

„Du mußt selbst einsam gewesen sein, daß du so die Alleinheit preisen kannst," sagte sie, als er geendet hatte.

Und er antwortete ihr: „Ich habe nie einen gehabt, der neben mir gestanden hätte."

Das klang wieder halb in einem hohen, zornigen Stolze, halb mit einer tiefen Bitterkeit, und das zarte Kind, das eine weiche, liebevolle Seele hatte, konnte nicht anders, sondern legte



begütigend die schmale Hand auf die weiße, kühle des Königs.

Der aber sah sie abermals seltsam und groß und verwundert an. Dann reckte er sich. „Du wirst müde sein, kleine Anemone," sagte er, „du sollst schlafen."

Er ging zur Türe des Saales und blieb dort mit verschränkten Armen, den Blick auf das Mägdlein gerichtet, stehen. Er sprach nicht mehr. Doch auf seinen Wink klang die Harfe, und Anemonens Lider wurden schwer. Sie hörte die Harfentöne ferner und ferner und wußte zuletzt nicht mehr, daß es Töne seien, sondern meinte, Flocken schwirren zu sehen, die sie selbst weich und warm bedeckten. Sie schlief ein. Lange stand König Firnhart regslos und nahm die Augen nicht von ihrem Gesicht.

II.

Manchen Tag war Anemone Gast im Schlosse des Schneekönigs. Der Sturm, von dem er gesagt hatte, kam wirklich, und er mußte wild und grausam sein, denn manchmal ging ein Stöhnen durch den Felsturm, als ob er in seinen Grundfesten erschüttert würde, und manchmal sah Anemone am Fenster, wo ihr Lager stand, graue, furchtbare Nebelvögel vorüberfliegen und Schauer von Flocken so dicht wie Wolken vorbeisausen. Nur herein zu ihr kam keiner der Schrecken. Es war, als ob der König sie bannte, denn, wenn er eintrat, schwieg vor dem Fenster der Sturm und die Flocken fielen leiser, hörten auf, und freundliche Lichtlein schauten von dort her, woher die letzten taumelnd gefallen. Der König erschien Anemonen überhaupt immer gewaltiger. Eine große Ehrfurcht vor ihm erfüllte sie. Er war gut zu ihr. Oft, wenn der Sturm am grimmigsten geheult und sie gefroren und vor Angst gezittert hatte, setzte er sich zu ihr und sagte: „Gelt, wie gut, kleine Anemone, daß du nicht draußen bist, wo kein Schutz wäre?" Dann erzählte er ihr auch Geschichten

von allerlei Wesen, das in der Welt der Berge und Gletscher war. Er kannte die Wege der Wolken und des Wetters. Er wußte von Schätzen, die im Gebirge verschlossen lagen, von Menschen, die einst in unwegsamen Eiswüsten, in Schrunden und Klüften verloren gegangen, besonders aber kannte er die Tiere, die edle Gemse, das drollige, wachsame Murmeltier und den einsamen Geier, und von ihnen wußte er so köstliche Mären, daß die junge Anemone nicht müde wurde, zuzuhören.

Wenn Anemone lauschte, vergaß sie sich wohl und rückte im Bestreben, nur ja kein Wort zu verlieren, immer näher an des Königs Seite. Nach Kinderart hob sie das Gesicht, um eine neugierige Frage zu tun, einem Ausruf der Freude oder der Angst Laut zu geben.

König Firnhart legte dann mit väterlicher Ruhe den Arm um sie und sagte lächelnd: „Sei still, kleine Anemone, wie solltest du eigenes Glück oder Leid ertragen, wenn fremdes schon dich so bewegt?"

Eines Tages brachte er ihr einen merkwürdigen Stein, der hatte die Form und Größe einer mächtigen Kokosnuß und war äußerlich unansehnlich wie ein großer Bachkiesel. Er hatte ihn aber in zwei Hälften gebrochen und tat diese vor Ane-



monens staunenden Augen auseinander. Da war im Innern ein Blinken wie von Juwelen, tiefblauer Amethyst war in dem Kiesel gewachsen.

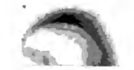
„So heimlich und verhehlt entstehen die Bergkleinode," sagte der König. „Wenn es dich freut, sollen die schmiedekundigen Gnomen dir Geschmeide verfertigen, Ketten für deinen schlanken Hals, Spangen für deine weißen Arme und in dein weißhelles Haar eine Krone aus rotem Gold."

Er zögerte leise, als er das letzte aussprach und sein Blick sah ins Leere, als rede er in tiefen Gedanken. Sein Arm aber engte sich mehr um Anemonens Hüfte.

Das Mägdlein, das wohl wie alle ein wenig eitel war, bekam vor Freude heiße Backen und glänzende Augen. Ein Gefühl von Dankbarkeit wallte in ihrem Herzen auf, und fast wider Willen sprang ihr das Wort auf die Zunge: „Du guter Mann, laß mich immer bei dir bleiben."

„Möchtest du das wirklich, kleine Anemone?" fragte der König. Seine glockentiefe Stimme bebte, und sein Arm, mit dem er Anemone hielt, zuckte wie vor Schwäche.

Als sie aber sah, daß eine große Bewegung ihn ergriffen hatte, kam sie erst recht in Eifer, um ihre Erkenntlichkeit zu bestätigen. „Ich habe



es so gut," sagte sie, „wie sollte ich mich je wieder von hinnen wünschen?"

Da erwachte der König aus seinen Gedanken, und fast plötzlich verließ er den Saal.

Anemone war es, als ob er gesagt hätte: „Das ist nicht genug."

Sie wunderte sich über dieses Wort und über sein Wesen und fragte ihn bald nachher um die Meinung dessen, was er gesprochen. Sein Gesicht wurde streng und starr. Er kam nicht heran zu ihr, sondern stand hochaufgerichtet, reglos und die Faust am Schwerte, ein paar Schritte ab von ihr. Wohl wallte sein Bart weiß auf die Brust, aber er schien Anemonen jünger und stärker als je vorher. „Um dessentwillen, daß es dir hier gut geht allein, kleine Anemone, kann ich dich nicht hier behalten."

„Was denn müßte ich tun?" fragte sie.

„Wenn ich glauben soll, daß du immer bei mir bleiben wirst, dann müßtest du mich lieb haben und meine Königin werden."

Er wartete abermals nicht auf ihren Bescheid, sondern entfernte sich mit klirrenden Schritten.

Die kleine Anemone sah halb erschrocken, halb bekümmert ins Leere. Sie legte die Hände um ihre Knie und wurde traurig. Es war ihr, als sei aus dem Orte, wo sie weilte, die Traulichkeit

gewichen. Sie merkte, während sie so in trübem Brüten saß, nicht, daß des Königs Harfner eingetreten war und sich ins Fenster setzte. Als aber sein Spiel an ihr Ohr drang, nahm sie es als etwas Selbstverständliches und Liebgewohntes hin, und wendete sich nicht um, sondern ließ die leise Melodie mit einem ähnlichen Wohlgefallen über sich ergehen, wie man das Streicheln eines Sonnenstrahls im Nacken empfindet. Der König hatte aber den Harfner zu ihr gesandt, damit dessen versöhnungsvolle Saiten sie seine, des Königs, Härte vergehen lasse.

Anemone versank, während die Harfe süßer und süßer klang, in träumendes Sinnen. Ihr Herz wurde weich. Sie sah den König vor sich, als ob er noch drüben stände. Die Harfenklänge schienen ihre Gedanken zu ihm hinzuführen und bei ihm festzuhalten, so daß gar nichts anderes daneben Raum hatte. Sie erinnerte sich, wie er sie mit starkem Arm in die Felsenburg geführt, wie er sie behütet, und ihr nichts als Gutes getan. Sie fühlte auch, daß sie ihn liebe. Wie eine Tochter ihren Vater! Das – so fiel ihr plötzlich ein – wollte sie ihm sagen.

Als sie diesen Entschluß gefaßt, wurde ihr froher ums Herz. Es litt sie zuletzt nicht mehr auf

ihrem Sitze, sondern sie stand vor lauter Erwartung, ob wohl der König bald kommen werde, auf und preßte die Hände beide an ihr klopfendes Herz.

Der Harfner spielte noch immer. Lauter und lauter, inniger und mit wachsendem Jubel.

Anemonens Herzschläge gingen seltsam im Takt mit der Musik.

Da kam der König.

Als er Anemone so in Erwartung und mit unverhehlter Freude im Antlitz stehen sah, ging es über seine weißen Züge wie eine feine Röte. Aber er näherte sich nicht, sondern stand wie vordem gewappnet und streng als ein Krieger und nicht als ein Werber da.

Anemone wiederum aber wagte nicht, sich in seine Arme zu werfen, obgleich es sie mit Gewalt ihm entgegen zog. Endlich faßte sie sich Mut und begann in holder Verzagtheit: „Ich möchte dir etwas sagen, o König."

„Sprich," antwortete er.

„Du hast mich gerichtet, daß ich nur bei dir bleiben dürfe, wenn ich dich liebe und deine Königin werde. Siehe, ich begehre nichts anderes, als dich wie einen Vater zu lieben, und wenn du mich würdigst, Königin zu sein, so will ich es dir danken."




„Besinne dich wohl, kleine Anemone," erwiderte er mit einem Ernste, der sie erschreckte. „Wenn du meine Königin bist, so löst nichts mehr dich von mir, und nichts soll dir wohlgefallen, als was zu meiner Ehre ist."

Anemone schlug den Blick zu Boden. Ihre Freude wollte verblassen. Da klang des Harfners Saitenspiel wieder, ganz von ferne, wie wenn der Mann am Fenster nur im Traume und kaum hörbar die Finger an die Stränge legte. Und siehe, mit Gewalt kamen alle Gedanken zurück, welche dem Mägdlein das Glück ihrer Zuflucht und die Güte ihres Schützers gezeigt hatten. Sie hob die Augen und sah den Weißbart mit einem Blicke an, der voll Bewunderung und Vertrauen war. „Ich weiß, o König, daß ich mich in keine treueren Hände geben könnte."

Ein tiefer Atemzug schwellte Firnharts Brust. Dann riß er die Arme auf und fing die schlanke Anemone, und als er sie so gewaltig an sich hielt, wußte sie, daß sie geborgen war.

Einige Tage später wurde die Hochzeit gefeiert.

Bis dahin hatten nur des Königs graue Knechte bei Anemone Dienst getan. Am Tage vor der Hochzeit brachte der König einen Einsiedel in den Saal. Der war ein blondbärtiger, schlichter und

freundlicher Kuttenmann, der Stunden tiefer im Gebirge seine Klause hatte. Kaum war er eingetreten, so standen drei liebliche Frauen in Schleiergewändern auf der Schwelle, und die eine war blau, die andere rot und die dritte weiß gekleidet. König Firnhart führte selbst sie Anemonen zu und sagte: „Das sollen deine Gespielinnen und Dienerinnen sein.“ Er nannte ihre Namen. Gentiana hieß die erste, die zweite Rose und Lilie die dritte. Die machten sogleich um Anemone sich zu schaffen, kämmten ihr das lange, weißblonde Haar und setzten ihr die Krone aufs Haupt, die von Gold gearbeitet und mit so hellen Topasen geschmückt war, daß es schien, als trüge sie große Tropfen wunderklaren Morgentaus über der Stirne.

Das Hochzeitsfest war nicht laut und nicht üppig; aber da Anemone nie eines gesehen oder erlebt, so fand sie es schön und gut.

Der Einsiedel segnete sie und den König, und die grauen Knechte standen steif und ernsthaft um sie her. Dann klang von der Tür des Harfners Lied. Der sang:

„Wenn Lieb' um Liebe wirbt,
ist Frühlingszeit.
Wenn Lieb' von Liebe stirbt,
tagt bittres Leid.



Wenn Liebe Lieb' umflicht,
hebt Gott die Hand.
Wenn Lieb' von Liebe bricht,
geht Tod ins Land."

Und siehe, der König legte beide Hände auf den güldenen Knauf seines Schwertes, der ein Kreuz bildete, und sang des Harfners Worte mit seiner hallenden Stimme nach, die war wie eine dumpfe Glocke in der Nacht:

„Wenn Lieb' von Liebe bricht,
geht Tod ins Land."

So voll mächtigen, zornhaften Ernstes klang dieses Lied, daß der kleinen Anemone das Herz zittern wollte. Aber der König faßte danach ihre Hand, und sie ermannte sich wieder. Es war aber wohl gut, daß der König sie hielt, denn es begann plötzlich ein furchtbares Rollen und Grollen, wie wenn Hunderte von Mörsern gelöst würden.

„Das sind die Lawinen," sagte der König. „Erschrick nicht, Anemone. Sie donnern zu deinen Ehren. Die Welt zittert, wenn des Schneekönigs Herz vor seliger Minne schlägt."

So lächelte Anemone gehorsam, wenn auch noch ein wenig bange. Und bange blieb sie den ganzen

Tag, denn nachdem sie an einer Festtafel zu Häupten neben dem König gesessen, in ihrer Nähe der Einsiedel und die holden Mägde, die ihr dienen sollten, weiter unten aber alle die grauen, schweigsamen Knechte, kam eine Stunde, da sie mit dem König, ihrem Gemahl, ganz allein blieb, und als er nun Rüstung und Schwert beiseite legte und sie auf seine Knie zog, da war er wohl immer noch ein heldenhafter Mann, aber irgendwie schien Anemone etwas Fremdes an ihm, als ob ihm Stolz und Herrschertum viel besser eigneten als Zärtlichkeit. Er erschien ihr wie kleiner geworden. Sie begriff nicht, wie der vom weißen Bart umrahmte Mund spielerische und von Liebe bebende Worte sprechen konnte. Und sie schauderte seltsam, als des Schneekönigs Lippen die ihren küßten, während sie sonst nur leise und mit einer väterlichen Feierlichkeit ihre Stirn berührt.

III.

Die kleine Anemone gewöhnte sich indessen an ihres Gatten und Königs Zärtlichkeit, und da er wirklich ein Held und ein edler Recke war, dem weites Bergland untertan und dessen Blick da oben Wind und Nebel und Wolken gehorchten, der mit dem Föhnsturm, dem Räuber des Gebirgs, rang und ihn warf, so verzieh sie ihm das, was ihr wie Schwäche an ihm vorkam.

Die Tage vergingen.

Der gewaltige Sturm und das Flockengestöber, vor denen Anemone in Firnharts Turm Schutz gesucht, waren längst vorbei. Auch der Föhn war besiegt, und das Grollen der Lawinen, die tage= lang noch zu des Königs und ihren Ehren ge= donnert hatten, schwieg.

König Firnhart begann sein Gemahl vor das Tor seines Turmes zu führen. „Ich will dir ein Wunder zeigen," sagte er.

Als Anemone zum erstenmal kam, lag auf der Stelle, von wo sie einst den König erblickt, ein Sonnenstrahl. Da war das Plätzchen ganz anders geworden. Samtener Grund bedeckte es, und eine



Quelle murmelte zufriedene, kleine Worte in Moos und Gras hinein.

Als sie zum zweitenmal kam, war das Grün weit in die Runde und weit hinab in das Tal gewachsen. Der Quellen waren nun viele ringsum, und ihr Murmeln war manchmal wie ein glückliches Beten vieler Stimmen. Die Berge aber, die weiß waren und weiß blieben, waren alle mit goldenen Kronen gekrönt, welche die Sonne ihnen aufgesetzt.

Als aber Anemone zum drittenmal kam, da fehlte der König an ihrer Seite, und er hatte ihr nur die drei Gespielinnen mitgegeben. Und als sie, die ebenfalls ihr Krönlein von Gold trug und ihr weißgelbes Haar wie einen Mantel um die Schultern wallen ließ, talzu blickte, sah sie in dem grünen Samt, der allüberall über den Boden gespannt war, liebliche Wesen stehen, von denen sie das Auge gar nicht mehr wenden mochte.

„Wer sind diese?" fragte sie die Gefährtinnen.

Gentiana antwortete: „Wie, du kennst sie nicht?"

Rose aber, die ein munteres und bewegliches Ding war, klatschte in die Händlein und sagte: „Das sind doch deine und unsere Schwestern."

„Siehe, wie sie zu uns emporschauen und uns winken," sprach die stille, blasse Lilie. „Laß uns hinuntergehen."

Sie stiegen hinab, und es war, wie die Gespielinnen gesagt hatten. Unzählige zarte Wesen wie Anemone und ihre Gefährtinnen selbst waren da beisammen. Sie empfingen die Ankömmlinge mit Jubel. Dann spielten und tanzten sie zusammen. Die Bergamseln sangen dazu, und manchmal harfte ein Windlein auf den Zweigen einer rauhen, alleinstehenden Tanne.

Anemone war glücklich. Aber nach einer Weile erinnerte sie sich, daß sie des Königs war, und stieg wieder zu seinem Turm empor. Die Sonne ging mit ihr und erlosch, als sie mit den Gespielinnen durch den Felseneingang trat.

Dem König erzählte sie mit leuchtenden Blicken, was sie erlebt hatte, und er konnte wohl aus ihrem Antlitz lesen, daß sie sich schon auf den nächsten Gang zu den Schwestern freute. Es war, als läge darob ein leiser Trübsinn auf seiner Stirn. Aber er strich ihr mit der Rechten das Blondhaar glatt und sagte gütig: „Du Kind! Gehe hinunter, so oft und so lange du willst. Nur mit der Sonne, die den Heimweg über diesen Berg nimmt, mußt du wiederkommen."

Das versprach Anemone, und sie hatte den König lieb um seiner Güte willen.

Mancher Tag sah von da an die junge Schneekönigin mit ihren Frauen im Kreise ihrer Schwestern

auf der Blumenmatte weilen. Immer wußte Anemone dem König etwas Fröhliches von ihren Spielen zu erzählen. Nur einmal war sie still und gab auf seine Fragen nur einsilbigen Bescheid. Er stand auf, nachdem er eine Weile neben ihr gesessen, und trat an das Fenster ihres Gemachs. Starr aufrecht stand er da und sah in die Weite hinaus, als zähle er die Sterne, die langsam und gleich goldenen Blüten am Himmel aufbrachen. Er schien auch Anemone und sich selber zu vergessen, denn er begann leise und gedankenvoll vor sich hinzusingen. Seine Stimme hatte aber ihren dumpfen, dröhnenden, erzhaften Ton, und es war das Lied, das der Harfner am Hochzeitstage gesungen:

Wenn Liebe Lieb' umflicht,
hebt Gott die Hand.
Wenn Lieb' von Liebe bricht,
geht Tod ins Land.

Anemone legte die Arme um die Knie und sah ihn an und schauerte zusammen.

Am nächsten Tage begab sich die junge Königin wie gewohnt aus dem Turme. Sie und die Frauen trugen kostbarere Gewänder als gewöhnlich, und



wie auf Verabredung hatten auch die Schwestern wundersam bunten, leuchtenden Staat angelegt.

„Ob wir ihn wohl wiedersehen werden?“ fragte Gentiana die Gebieterin, als sie nach dem Tanzplatz niederstiegen.

„Mir ist, ich sehe ihn schon,“ erwiderte Anemone, und sie blickten nach einem gewaltigen Felsblock, der in einiger Entfernung über einem rauschenden Wildstrom lag. Der Fels war nicht rauh und unwirtlich wie die andern, sondern es wuchs ein rechter Garten aus Moos und Heidelbeerkraut und Alpenrosensträuchern darauf.

„Da sitzt er, gerade wie gestern,“ bestätigte die übermütige Rose, „und er schaut wieder zu uns herüber und wird sich doch nicht näher trauen, der Hasenfuß.“

Auf dem Blocke saß ein Jüngling in schlichtem, grauem Gewand, war wie ein Wanderer anzusehen, mit krausem Haar und einer Alpenrosenknospe hinterm Ohr.

Anemone senkte die langen Wimpern und tat, als kümmere der Fremde sie nicht, allein die Frauen wußten, daß sie gestern oft heimlich nach dem Jüngling hinübergeschaut hatte, und merkten bald, daß auch heute ihr schönes Haupt sich fast wider Willen jenem Felsen zuwendete,



wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Sie war nicht so munter zu Spiel und Tanz wie alle die Tage her, sondern klagte, daß sie müde sei und verließ nach einer Weile die Reihen der übrigen, um wie im Schlafwandel langsam jenem Felsen zuzugehen.

Der Jüngling war aufgestanden und schlenderte ihr entgegen.

Auf einem sanften Mooshügel trafen sie einander.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist, schönes Kind," sagte der Jüngling.

„Weißt du denn, ob ich deinetwegen kam?" fragte Anemone. Sie senkte die Augen und hob sie wieder. Aber die Spitzen des Krönleins auf ihrem Haar glühten in der Sonne wie weiße Dornen, und die Rose an des Fremdlings Schläfe leuchtete wie ein großer Tropfen Blutes.

Der Jüngling sah die Krone an und sagte: „Du scheinst vornehmen Geblütes. Verzeih, daß ich so frei mit dir rede. Es ist deine Milde, die mich so kühn macht."

„Wer bist du?" fragte Anemone verschämt.

Er gab ihr Antwort: „Ich bin ein Wanderer, und mein Weg führt von Irgendher nach Werweißwohin. Einer von zwölf Brüdern bin ich, die



alle des Jahres einmal hier vorüberkommen. Mein Name aber ist Junius."

Anemonens Herz pochte seltsam, aber sie wußte nicht, weshalb. Es war ihr, als hätte sie ewig stehen bleiben mögen, wo sie stand, aber als sie nun wieder nach Firnharts Burg sah, erblickte sie ihren Gatten, der vor seinem Tore stand. Da lief es wie ein Krampf des Schreckens durch ihre Seele, und sie wandte sich stumm und ging zu den Gefährtinnen zurück.

Der Jüngling wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

Anemone kehrte an diesem Tage früh zu König Firnhart heim.

Dieser war nicht von der Stelle, von wo aus er zu ihr herabgeblickt, gewichen. Er wartete da, bis sie herankam, grüßte sie mit einem ernsten Nicken und ließ sie mit den Frauen an sich vorüber in die Burg gehen. Sie sah nicht auf, und als sie gesenkten Hauptes in ihr Gemach getreten war, setzte sie sich auf ihr Lager und schaute traumverloren immer durch das weite Fenster hinaus.

König Firnhart kam.

Sie neigte die Gestalt wie eine, die Schläge fürchtet, aber sie sprach nicht von dem, was sie erlebt hatte.



Der König fragte nicht. Er war gütig zu ihr und sandte ihr durch die Frauen Edelsteine, die seine Knechte aus den verborgenen Quellen des Berges gesammelt. Auch der Harfner nahte ihr auf sein Geheiß und spielte. Sein Spiel machte Anemonens Seele weich, und sie sah, wie gut der König war. Sie bemerkte auch gar wohl, wie des Gatten Blicke sinnend auf ihr ruhten, während er hin und wieder ging, und wie er lang an der Türe stand und nach ihr schaute, während sie ihm den Rücken drehte.

Am nächsten Tage verließ sie die Burg nicht.

„Warum gehst du nicht den gewohnten Weg?" fragte Firnhart.

Sie wagte nicht ihn anzusehen und antwortete, sie scheue die Glut der Sonne.

Seine Augen leuchteten über ihrer Treue, und an diesem Tage brachten die Frauen ihr seltene Moose und seltsame Bilder, die in Stein gewachsen waren. Auch diese sandte der König ihr zum Ergötzen.

So wendeten sich zehn Tage.

Anemone war blaß und fröstelte und hatte müde Schritte. Das Lächeln wurde ihren Lippen fremd, und ihre Augen schauten wie durch Schleier. Immer noch verließ sie die Burg nicht. Der König jedoch fragte nicht mehr, weshalb sie weile. Er

ließ ihr nur zutragen, was ihre Augen erfreuen konnte, und seine dunkle Stimme bebte vor Zärtlichkeit, wenn er zu ihr sprach.

Am zehnten Tage rief ein Knecht den König in einen der Gänge, die aus der Burg in die Tiefen des Berges führten, so daß er weit fort war. Da fuhr die kleine Anemone, welche darum wußte, in ihrem Gemache wie aus einem langen Traume auf. Mit zitternden Knien und tastenden Händen eilte sie barhaupt aus dem Saale und vor den Turm hinaus, so rasch, daß ihre Frauen ihr kaum zu folgen vermochten. Draußen war ein solches Flammen und Glitzern und Blitzen von Licht, daß sie zuerst wie geblendet war. Dann aber gewahrte sie, daß das Grün aus dem Tale noch weiter gegen Firnharts Burg heraufgewachsen war und daß unten auf der Blumenwiese wie vordem die zierlichen Schwestern spielten. Auch diese erblickten sie und hoben winkend die weißen Arme. Der Fels, wo der Jüngling gelegen, war leer. Aber siehe, plötzlich sah Anemone ihn von einer nahen Halde ihr entgegeneilen. Sie wußte nicht, wie es geschah und was sie zwang. Auch sie flog auf ihn zu. Er aber empfing sie, als ob er sie lange kenne, schlang den Arm um sie, und sie legte den Kopf an seine Schulter.

„Warum säumtest du so lange?“ fragte er, und sie vermochte nicht zu antworten, sondern schmiegte sich nur, wie Schutz suchend, enger und enger an ihn.

Drüben standen ihre Frauen mit erschreckten Mienen und schauten unschlüssig, was sie tun sollten, bald nach ihr hin, bald nach König Firnharts Burg.

„Komm mit mir,“ bat der Jüngling, „ich habe dich lieb und will dich nie mehr von mir lassen.“

Nun schrak Anemone von ihm. Sie wandte ihr Antlitz der Burg zu und flüsterte: „Ich darf nicht. Ich gehöre ihm. Er hat mich geborgen, als ich in Not des Lebens war, und ich habe ihm Treue versprochen.“

„Wie!“ brauste der Jüngling auf, und sein Haar blitzte wie zuckende Sonnenstrahlen. „Soll Frühling und Winter zusammengehören, Weißhaupt und Blondhaar immerdar verbunden sein? Das ist wider der Welt Gesetz. Ich lasse dich nicht mehr. Und ich will den sehen, der dich mir entführen will.“ Er umfaßte Anemone aufs neue und wollte sie mit sich führen.

In diesem Augenblick erschien König Firnhart unter dem Tor seiner Burg, und neben ihn traten seine grauen, starren Knechte. Ihrer wurden mehr und immer mehr. Von dorther aber, wo das

weite Fenster war an Anemonens Gemach, ertönte des Harfners Stimme. Ein Wind schlug ans Fenster und faßte die Worte und Töne und trug sie wie auf Schwingen über Anemonens und ihres Beschützers Häupter dahin.

„Wenn Lieb' um Liebe wirbt
ist Frühlingszeit.
Wenn Lieb' von Liebe stirbt,
tagt bittres Leid.

Wenn Liebe Lieb' umflicht,
hebt Gott die Hand.
Wenn Lieb' von Liebe bricht,
geht Tod ins Land."

Und gewaltig, dumpf und schwer, wie zum Sturme rufendes Erz, nahm des Königs Stimme die Worte des Liedes auf:

„Wenn Lieb' von Liebe bricht,
geht Tod ins Land."

Über die drei Spitzen seines Turmes krochen Wolken. Sie waren grau und schwarz und düster wie des Winters schwerstes Wettergewölk.

„Anemone!" schrien die drei zitternden Gespielinnen.

„Anemone!" riefen angstvoll die Schwestern unten auf der Alpwiese, von welcher eben die Sonne wich.

Anemone hielt sich kaum aufrecht. Sie suchte sich loszumachen, und es war, als zöge es sie dem König entgegen, der drohend in Panzer und Waffen stand.

Aber Junius, der Jüngling, hielt sie. Auf dem Platze, wo er stand, war noch alles hell. Er selbst war verändert. Sein Kleid eines Wanderers war von ihm gefallen. Er trug eine Rüstung aus blinkendem Golde und einen Helm, von dem es wie Flammen sprühte. In der Hand aber hielt er statt eines Stabes ein nacktes Schwert.

„Gib mir zurück, was mein ist!" rief König Firnhart herunter.

Die Wolken über seinem Haupte zogen näher und senkten sich. Eisige Winde brachen aus den Klüften und schienen aus dem Innern der Burg hervorzubrausen. Des Königs Mantel wehte, und sein weißer Bart flog im grimmen Winde, aber seine Stimme war mächtiger als der Sturm.

„Anemone ist mein!" rief der Jüngling.

Da brachen auf des Königs Wink wohl fünfzig der grauen Knechte hervor. Die waren unbeholfen, und ihr Laufen war mehr wie ein Fallen und Kollern, als sie gegen den Jüngling stürmten. Sie

kamen in ihrem stürzenden Laufe an der Stelle vorüber, wo Gentiana und Rose und Lilie standen. Die flohen vor ihnen, als sie wie eine Lawine über sie brachen, allein sie kamen nicht weit. Wie wilde Rosse stürmten sie über sie hin und zerstampften die zarten Leiber der drei Frauen unter ihren Füßen.

Anemone schrie auf.

Allein der Jüngling, der sie hielt, setzte ein goldenes Hörnlein an seine Lippen und schwang einen wunderbar hellen Ton in die Berge hinein. Da brach die Sonne im Westen heißer aus einer Lücke zwischen zwei Gipfeln, und warme Winde kamen aus den Tiefen der Täler. Die Sonnenstrahlen aber waren auf einmal goldgepanzerte Krieger. In immer größeren Scharen eilten sie heran und warfen sich König Firnharts Knechten entgegen.

Der erste graue Haufe der steifen Stürmer erreichte den Jüngling nicht, sondern fiel, geworfen im gewaltigen Ansturm seiner lichten Krieger.

Aber nun hob eine Schlacht an, von deren Tosen die Berge zitterten. Stürme rangen mit Stürmen und Wolken mit Licht und Fröste mit Gluten.

Immer neue Scharen von Knechten brachen aus König Firnharts Burg. Ihr Schreiten war

wie Schmettern und ihr Laufen wie Splittern von Eis, und so oft ihr Ansturm an der Mauer zerbrach, die des Junius' Krieger um ihn und Anemone bildeten, immer füllten sich ihre Reihen. Da erblaßte die Sonne langsam und wie verdrängt. Das graue Gewölk aber rückte weiter und schattete die Erde, und wo der Schatten lag, da faßten König Firnharts Knechte Fuß und wichen nicht mehr. Der König aber hob seinen Arm, und sein Mantel flog wie Schwingen eines weißen Geiers. Aus seiner gepanzerten Brust entfloh ein Stöhnen, das klang, als springe der Fels seines Turmes von oben bis unten. Der König schwang eine graue Lanze. Sie entfloh seiner Hand und fuhr nieder durch die Luft. Wohl hob Junius die Faust und wollte sie beiseite lenken, allein im Fallen traf sie Anemonens Haupt, und lautlos sank diese zu Boden.

Es war, als hätte des Schneekönigs Volk neue Kraft und neuen Zorn. So furchtbar brachen die grauen Scharen heran, daß Junius, der Jüngling, weichen mußte und nicht vermochte, Anemonens Körper zu bergen. Schritt um Schritt wich er mit den Seinen. Halde um Halde gewannen ihm die andern ab. Erst in den Tiefen eines anderen Tales ließen die Verfolger von den Besiegten. Die furchtbaren Knechte hatten auch

die Wiese überschritten, wo Anemonens Schwestern sich in Schrecken und Hilflosigkeit auf ein Häuflein zusammengedrängt. Und keine einzige der holden Gespielinnen blieb am Leben.

Als nun der Lärm der Schlacht sich entfernt, taten die grauen Wolken sich auf und Schnee fiel aus ihnen. Schwer und lautlos fiel der Schnee. Er deckte die Matte, wo Anemone mit den Schwestern gespielt. Er deckte die toten Knechte des Schneekönigs, die zu Hunderten dahingestreckt lagen. Anemone deckte er, deren zarter Körper lag, wo er gefallen.

Lautlos fiel der Schnee; hoch und höher deckte er das Tal.

König Firnhart stand am Eingang seiner Burg, in den Mantel gehüllt, der wie Flaum des Schneehuhns war. Er hielt die Arme verschlungen, und der lange Weißbart rieselte darauf nieder. In dem Barte schimmerte es wie von kleinen Edelsteinen, wie von kleinen, blinkenden Tränen.

Lautlos fiel der Schnee.

*

In den Bergen vor König Firnharts Burg wachsen nie mehr Blumen. Nie mehr gewinnt der Sommer da oben Macht über Eis und Schnee.

Der König selbst aber wohnt im Turm. Er verläßt ihn nie. Kein Knecht darf im Saale weilen, wo der König haust. Sie stehen vor den Türen und in den Fluren, steif, grau und still. Bei dem König sitzt nur ein stummer Mann. In seinem Arme liegt eine zerbrochene Harfe. Der König zerschlug sie am Gestein.

1916

An mein Bergland

Eine Bekenntnisdichtung

I.

Das Leben treibt dem kühlen Abend zu.
Des Herzens reiche Ströme rauschen leiser.
Es haben Muße Stock und Wanderschuh.
Nicht mehr hinaus — heim zeigt am Weg der Weiser.
O Jugendehrgeiz, wie erlahmtest du!
Wie wertlos scheint ihr, dürre Lorbeerreiser,
um die so heiß ich stritt zu seiner Zeit,
ein Sklave noch der Menscheneitelkeit!

Schon lese ich nach kluger Leute Art
im Märchenbuche der Erinnerungen.
An Reizen ärmer scheint die Gegenwart,
doch süß der Ton von Liedern, die verklungen.
Mich wundert kaum, was mir noch aufgespart
die ferne Zukunft an Enträtselungen.
Von Hoffnung unbeschwert, träum' ich zurück
verflogne Freuden und durchlebtes Glück. —

Es will mir niedergehn ein reicher Tag,
in dessen ernstem Licht ich lang gegangen.
Wo viele Jahre ich verwurzelt lag,
hab' ich mich loszulösen angefangen.

Vielleicht klingt bald der Abschiedsglocke Schlag,
erfüllt sich mir ein seltsam Fortverlangen.
So laßt denn, weilend und nicht undankbar,
mich preisen noch, was lang mir Heimat war.

Mein Bergland, dir erklinge noch mein Lied,
eh' ich zum Abstieg in das Tal mich rüste,
eh' mich mein Los von allem wieder schied,
was unentbehrlich mir erscheinen müßte,
wenn nicht, wie Jugend es zur Ausfahrt zieht,
wir Alten blickten nach der Heimatküste,
wo eine Bank zum Rasten unser harrt
und Feiern mehr uns lockt als neue Fahrt.

Mein Bergland, wie viel Zeit verflog uns doch,
seit ich zum ersten Male dich erblickte!
Im Winter war's – ein Knabe hieß ich noch –
das weiße, schwere Flockentuch umstrickte
das Uferland bei Flüelen –, Nebel kroch
um das Gebirg, und schwere Wellen schickte
der See ums Schiff, das dennoch bald genug
ans Ufer mich der neuen Heimat trug.

Die Schlittenpost, vier Pferde vorgespannt,
stand wartend, und hinauf ins Winterschweigen
ging dann die Fahrt. – Du dunkles Einsamland,
fast senkrecht sah ich deine Wände steigen.

Es türmte sich der Schnee am Straßenrand,
und wie des Greises Braue licht und eigen
sich oft von wetterfarbnem Antlitz hebt,
stand manche Felsstirn flockenweißumwebt.

Die Schlittenkufen glitten ohne Laut.
Es schneite, ringsum jeden Klang erstickend.
Ein Kirchlein nur, auf hohen Fels gebaut,
sang Ave, seinen Gruß dem Wandrer schickend.
Und aufwärts ging's, durch Schluchten, nie geschaut,
stromüber, wo, den Weiterweg mir brückend,
die Straße hoch sich überm Abgrund bog
und todsturztief ein Alpenwasser zog.

Und Abend ward's. Da tauchtest du hervor,
mein Göschenen, du meine Werdestätte,
wo ich der Jugend leichten Sinn verlor,
an das mich schloß der Pflichten Eisenkette,
wo meiner Dichtung Erstsaat sproß empor.
Du, mancher jungen Sehnsucht Totenbette,
du Erdgrund, wo ich spät nur Wurzel fand,
du karges, hartes, liebes Heimatland.

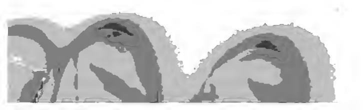
Schwer machst du's dem, der dich verstehen soll,
du düstres Tal, wo noch die Adler kreisen.
Der Sturm vertobt hier seinen schlimmsten Groll.
Der Winter scheint dich ewig einzueisen.

Und wo das Auge ausblickt sehnsuchtsvoll,
ragt Wald und Felswand, es zurückzuweisen.
So wirst du jedem, den dein Tor empfängt,
zum Kerker, der ihm Sinn und Seele engt.

Doch, wer die Wünsche nach der Ferne zähmt
und sich am schmalen Bergpfad läßt genügen,
wer sich ob deiner Einsamkeit nicht grämt
und weiß in deine Kargheit sich zu fügen,
wer dein Gebirge, firnumdiademt,
im Wechselspiel von Wolkenwanderzügen
und Sonnenfeuerfunken lernt zu sehn,
dem lässest auf du deine Schönheit gehn.

Die Winde rauschen hoch am Tannenhang
wie Fittiche von herbstvertriebnen Reihern.
Der Mond steigt auf und spiegelt nächtelang
sein weiß' Gesicht in gletschernahen Weihern.
Ins Abendleuchten fliegt ein Alphornklang,
und ein Kapellenglöcklein mahnt zum Feiern.
So bist du, hohe Welt, ich weiß es wohl,
du große Welt von kleinen Wundern voll.

Man muß sie ahnen nur und finden nur,
wie man am Waldsaum scheue Veilchen findet.
Erkannt, gelesen sein will die Natur
als wie ein Buch, das tiefe Weisheit kündet. –



Ich gab mir Müh', ich lernte und erfuhr,
daß Einsamsein uns an die Scholle bindet
und wo uns Menschen Freunde nicht gewährt,
zur Erde selbst sich unsre Liebe kehrt.

So ging ich, mir allein nur Kamerad,
durch grüne Matten, zwischen grauen Steinen.
Mir ward vertraut ein jeder Fels und Pfad,
ich machte jeden Baum und Strauch zum meinen.
Das Tal ward grün. Die Sense schnitt die Mahd.
Ich sah's – sah die Novemberregen weinen,
mein Dorf sich hüllen in den Winterflaus,
Und wuchs da fest und wurde da zu Haus.

II.

Ein hartes Volk ist's, das im Bergland haust,
ein wortkarg' Volk, Argwohn in Herz und Blicken.
Dem Fremden öffnet ungern es die Faust.
Doch lernt' ich mich in seine Knappheit schicken.
Und wenn dem Bauer vor dem Städter graust
und beide gern sich eins am Zeuge flicken,
so nahm mein Bergvolk doch am Ende mich,
den Eindringling, zum Bruder auf bei sich.

Und als ich beides, Land und Volk, erkannt,
da zwang mich etwas, daß ich schrieb von ihnen.
Wie es mir kam? Wie ich mich selber fand?
Was weiß ich denn? Verborgne Funken schienen
zu wachsen mählich zum befreiten Brand.
Ich selbst, ich kann darum nicht Lob verdienen:
Was mir im Innern glomm in heil'gem Glanz,
nicht mir – dem güt'gen Schicksal dank' ich's ganz.

Ein Tasten war's zuerst, ein hilflos Spiel
noch ungelenker Hand in schweren Saiten.
Wenn mir ein Licht in Blick und Seele fiel,
mir eine Freude kam das Herz zu weiten,



ein Hoffen flog nach einem hohen Ziel,
sucht' ich den Drang im Liede zu entleiten.
Doch langsam aus der Zagheit Fesselhaft
befreite sich der Wille und die Kraft.

Dann schwoll allmählich meiner Harfe Ton.
Es donnerten in ihm die Lenzlawinen,
die Wetterwolken ließ ich darin drohn,
das Rot erglühn, in dem die Firne schienen.
Jetzt klang ein Alphornruf und zog davon,
das Mondlicht schlich um graue Burgruinen,
und fernher silberte und windverstreut
der Weidezieqen liebliches Geläut.

So ward die ganze Umwelt mir Gedicht.
Treu sucht' ich sie zu malen und zu schildern.
Doch eines Tags genügte mir das nicht.
Der Ehrgeiz ging mir nach lebendigern Bildern.
Der Menschen rätselvolles Angesicht,
leidharte Züge und die frohsinnmildern,
der Seelen Spiegel, nie zu End' gesehn,
versucht' ich zu ergründen, zu verstehn.

So sang ich denn von Sehnsucht, Glück und Haß,
den Feuern, die die Menschenbrust durchgluten,
von Wunden, davon ohne Unterlaß
der Erdenpilger heiße Seelen bluten,

und von der Liebe nie erschöpftem Maß,
von der des Lebens Becher überfluten.
Doch, mocht' ich fremden Schicksals Künder sein,
ein Tropfen eignes Herzblut floß mit ein.

III.

Von meinem Bergland soll nicht Rede gehn,
daß ich nicht euch auch nennte, ihr Getreuen:
Vater und Mutter! – Was mir dort geschehn,
war's nun ein Glück, sich recht daran zu freuen,
galt einen Lebensstreit es zu bestehn,
ein jugendrasches Handeln zu bereuen,
war zag die Seele zu entschloss'ner Tat,
stets wart ihr da mit Zuspruch und mit Rat.

Mein Vater! Guter, nimmermüder Mann,
zuweilen leicht in raschem Zorn entbrennend,
Wie doch im Gleichmaß dir dein Werktag rann!
Für dich wie andre keine Schonung kennend,
schrittst du, kein leichter Meister, mir voran,
und scharf das Pflichtgebot von Kurzweil trennend,
gabst Stetheit du dem flatterhaften Geist
und lehrtest mich, daß Arbeit Segen heißt.

Du liebtest nicht, daß deines Sohnes Hang
hinausging über seines Alltags Pflichten.
Jedwedes Träumen schien dir Müßiggang
und ein gar unnütz' Tagewerk – das Dichten.

Und doch, als Wurf mir dann um Wurf gelang,
begannst du auf dich selber zu verzichten,
und prüfend wandtest meinem Werke du
Anteil zuerst, dann stille Freude zu.

Und das war viel, mein Vater, ist vielleicht
das Beste, was ich schaffend mir errungen,
daß ich dein Lob, stets sparsam nur gereicht,
an deinem Abend noch dir abgezwungen.
Am Abend — denn schon war dein Haar erbleicht.
Und dann — o schönste der Erinnerungen! —
Ging uns bei deiner Sonne Niederlauf
die reine Sonne tiefer Freundschaft auf.

Nun bist du längst nicht mehr. Doch selbst dein Tod
schuf mir ein immerwährend' Angedenken,
in das ich liebe, wenn der Tag verloht
und Muße kommt, mich sinnend zu versenken,
verlosch dein Leben doch wie Abendrot,
dies späte Leuchten, reine Lichtverschenken.
Und oftmals denk' ich dran, wie wundersam
dir mild und still die letzte Stunde kam.

Du, meine Mutter, aber bliebst allein.
Wenn wir zu dir in deine Stube traten,
dann saßest strickend du im Dämmerschein,
gewöhnt seit langem, andrer zu entraten,

und nie gewöhnt doch, ohne ihn zu sein.
Mit Augen, die um sachtes Wesen baten,
sahst du uns an. Geschmückt mit Blumen frisch,
stand sein Bild vor dir auf dem Arbeitstisch.

Du ernste Mutter, so war Treu dir Pflicht
dein Leben lang in allen deinen Dingen.
Von Kindern, Enkeln wüßt' ich eines nicht,
das nicht sein frommes Liedlein könnte singen,
wie du bereit warst, allzeit stumm und schlicht,
wo immer Not war, Opfer ihm zu bringen,
die Opfer, die ein starkes Herz nur schafft
aus ewig selbstlos junger Liebeskraft.

Du ernste Mutter, wie doch ohne Rast
tagaus, tagein du deine Hände regtest!
War eines krank, trug eines Kummerlast,
wie klug du tröstetest! Wie sanft du pflegtest!
Wie wurden tief wir von Vertraun erfaßt,
wenn du die dunklen Augen auf uns legtest!
Wie warst du, hohe Frau, uns lebenshin
die weise, wegekund'ge Führerin!

Noch lebst du uns. Die braun' und blonde Schar
der Enkel schattet sich in deiner Liebe.
Doch weiß und weißer wird dein eignes Haar.
Ach, daß die rasche Stunde stehen bliebe!

Von manchem Lob, das ich dir schuldig war,
scheint mir noch not, daß ich's zu Ende schriebe.
Doch lies, wie weit dein Leben sich auch rankt,
schon hier es, Mutter: „Sei bedankt, bedankt!"

Intermezzo

IV.

Sei still, mein Herz, dir soll genug geschehn:
In diesem Lied von meinen Berglandtagen,
mag auch das kurze, fremde Märlein stehn
von eines Mannes Lieben und Entsagen,
von eines Frühlings Werden und Vergehn,
wie Menschen ihn manchmal im Innern tragen,
und wie er, mag er lang erloschen sein,
ins Alter sendet seinen Widerschein.

Sie war nur eines Hufschmieds blondes Kind
und er ein Herrensohn. Das Schicksal leitet
zusammen, die nicht füreinander sind,
nicht achtend, ob es ihnen Schmerz bereitet,
indessen es sein Netz um beide spinnt.
Und wenn ein Herz in jungem Glück sich weitet,
frägt es nach Schranken nicht und Hindernis,
und sieht in Wolken nur den blauen Riß.

Er ritt ein Pferd, das ihm der Schmied beschlug.
So war zuerst dem Mädchen er begegnet,
so kreuzte sich ihr Weg oftmals genug.
Der Winter schneite, Frühling kam geregnet,

der Sommer blühte, Frucht die Herbstzeit trug;
auf Pfaden, die die Einsamkeit gewegnet,
spann sich der beiden junge Freundschaft an.
Scheu war das Mägdlein, raschen Worts der Mann.

Wie Rotkäppchen vom Wolfe, stand erschreckt
das Kind vor ihm, da sie zuerst sich schauten,
und stand noch oftmals, stumm und glutbedeckt,
da seine Lippen schon sich keck getrauten
zu necken sie, wie Liebe Liebe neckt.
Doch lauschte sie den Schmeichelwerbelauten
vom ersten Tage an, noch unbewußt,
mit lebensneugiervoller Herzenslust.

Aus dem Begegnen, das der Zufall schuf,
ward bald ein wissentlich Sichsuchen, Finden.
Im Wald scholl Amselschlag und Kuckucksruf.
Und Sehnsucht kam, und Scheu begann zu schwinden.
Der Liebe Zelter trabt mit leisem Huf,
wettläuft an Schnelligkeit mit allen Winden
und fängt zwei junge Menschenkinder ein,
eh' Zeit sie fanden, auf der Hut zu sein.

Wohl sprach das Mädchen oft: „Es darf nicht sein," –
und leidvoll schien der Busen ihr zu schwellen. –
„Reich nennt man Euch, nichts nenn' ich selber mein.
Was so verschieden, darf sich nicht gesellen."

Er aber lullte ihre Zweifel ein
und wußte seine Rede klug zu stellen,
sich selbst vortäuschend, was mit „Zeit bringt Rat"
und „Sei getrost" er oftmals dar ihr tat.

O Liebe, mächtige Fürsprecherin,
die Brücken schlägt, wo tiefe Klüfte gähnen!
O zielzustürmend leichter Jugendsinn!
Was nützt es, wider euch sich aufzulehnen,
die Sieger waren schon von Anbeginn?!
Wohl trug im Blick das Mägdlein bange Tränen,
doch schon mit freudesel'gem Ungestüm
gab sie im Herzen sich zu eigen ihm.

Dann lebten sie die wundersame Zeit,
die, wenn ihr Ende ew'ge Qualen wären,
selbst diesen noch verliehe Süßigkeit.
Ein jeder Morgen war ein Wiederkehren
von neuem Glück, und jeder Tag bereit,
mit neuem Glanz die beiden zu bescheren.
Und kaum aus Vorsicht, aus Versehen bloß
verschwiegen sie der Welt ihr selig Los.

Jedoch die Welt versteht das Spähen gut,
das heimliche Aus-tausend-Augen-Schielen.
Kein Glücklicher ist so auf seiner Hut,
daß ihn aus dem Versteck nicht überfielen

des Neides Knechte, die verschlagne Brut,
die nach dem Besten, was er sein nennt, zielen
und wissen, wie den, der sich sicher glaubt,
man um sein bißchen Lebensgut beraubt.

Des Neides Pfeile schwirrten schauerdicht.
Die zwei Verliebten standen angstbetroffen,
verwirrt, des eigenen Entschlusses nicht
so sicher, wie noch eben reich an Hoffen.
Es bauten Schranken Sittenzwang und Pflicht,
wo vordem hundert Wege schienen offen.
Und wo lenzmorgenhell das Glück gelacht,
sank schwer hernieder der Enttäuschung Nacht.

Es ging, wie's geht. Das Band brach jäh entzwei.
Das Mägdlein gab sich einem andern eigen
und starb, es zog nicht lange Zeit vorbei.
Sein Kreuz blinkt weiß hinauf ins Firneschweigen.
Die Abendwinde rauschen vielerlei,
und seltsam tönt manchmal der Herdenreigen,
geheimnisvoll und tränenträumeschwer
wie eine alt — uralte Liebesmär.

Die Berge halten um den Friedhof Wacht.
Die Sommer grünen und die Winter dunkeln.
Zuweilen küßt ein Lenzhauch zart und sacht
die Veilchen auf dem Grabe und Ranunkeln.

Oft in verschwiegener Oktobernacht
scheint ihm ein reiner, ferner Stern zu funkeln
wie eine Kerze unschuldzugeweiht.
So hat das Mägdlein gute Schlafenszeit.

V.

Das war doch meines Lebens Meistertat,
da ich das kleine Haus im Alpgrün baute,
dem in des Eises fürstlichem Ornat
der Dammagletscher in die Fenster schaute.
Um grauer Felsen scharfgezahnten Grat
ein meergrundtiefes Stücklein Himmel blaute,
und winkte wie ein Wimpelgruß am Fest
hernieder auf das kleine Menschennest.

„Bergruh" hab' ich das Häuslein zubenannt.
Es ging die Zeit. Es füllten sich die Räume.
Sie haben Glück nur, Zwietracht nie gekannt.
Im Garten streckten sich die jungen Bäume,
im Haus wuchs Menschenpflanzwerk allerhand.
Da träumten Kinder ihre Märchenträume
von einer Welt so unbekannt und fern
wie überm Dammafirn der Abendstern.

Da schaltete mit stillgeduld'gem Sinn
mein gutes Weib und pflegte, was uns schenkte
die Liebe, die rastlose Schöpferin.
Die feste Hand der kleinen Mutter lenkte,

weil, wie sie sagt, ich blind als Vater bin,
das Kleinvolk, daß es nicht vom Wege schwenkte
und sich vom Tugendgarten leichten Bluts
fortstahl ins Mohnfeld tollen Übermuts.

Ihr lieben Bilder werdet wieder wach.
Da stand das Korbbett mit dem Erstgebornen:
ein zartes Stimmlein tönte durchs Gemach.
Mein Weib und ich, wir zwei in Glück Verlornen,
wir lauschten, was da stammelte und sprach.
Ein leises Leuchten war am Fenster vornen,
wie's ums Gesims die Abendsonne spinnt –
und leis und leiser plauderte das Kind.

Ein andermal – das erste hatte lang
Gesellschaft schon – saß man zu Winterzeiten
beisammen, wenn der Sturm sein Trutzlied sang,
und sah die Flocken um die Scheiben gleiten.
Ein Bub dem Vater auf die Knie sprang
und bettelte und drängte: „Laß mich reiten!"
Ein Mägdlein strickte, heiligen Eifers voll.
Ein andres frug: „Wann kommt das Christkind
wohl?"

Das Christkind kam. Die kleine Stube glomm
vom Glitzerglanz der bunten Weihnachtslichter.
Der Kinder Augen strahlten froh und fromm,
und jedes betete zum Herrn und Richter,

das Jüngste selbst sprach zag sein „Englein komm".
Jedoch, verklärt von Freude die Gesichter,
sah'n, deren Scheitel bergschneeheiter war,
der Eltern Eltern auf die kleine Schar.

Du wilde, weiße Winterwundernacht,
wie wohnte friedlich sich's in deinem Schweigen!
Kein eitler Weltlärm hat uns irrgemacht.
Wir lebten nur uns selbst und ganz uns eigen.
An Krankenbetten haben wir gewacht,
gelernt im Alltag, uns Geduld zu zeigen,
und uns bedeuteten der Freude viel
ein gutes Buch, ein Lied, ein heitres Spiel.

Die Zeit verflog. Die Kinder wurden groß.
Leer ward das Haus, und seine Zwergenstuben
hellt noch im Jahre wenig Wochen bloß
der frohe Sinn der Mädchen und der Buben.
Doch immer noch strahlt stolz und zeitenlos
der Dammafirn, zu dem den Blick wir huben,
als wie zum Wächter, dem man fest vertraut,
seit wir in seinem Glanz uns angebaut.

VI.

Und nun ist bald der Berglandtraum vorbei,
wie dieses Lied zu Ende ist gesungen.
Ich weiß nicht, wann und wie der Abschied sei,
doch tiefe Sehnsucht ist in mir ersprungen
nach einem Land, wo weit der Blick und frei
mag schweifen über grüne Niederungen,
wo blau ein See zum weiten Himmel sinnt
und Lenz aus roten Rosen Lauben spinnt.

Des Menschen Herz ist voller Seltsamkeit,
es kennt kein Sichbescheiden, Sichgenügen.
Des Menschen Sinn hat ewig Wanderzeit.
Und mag ihn tausendmal die Hoffnung trügen,
er webt sie fort, er webt sie zukunftsweit.
Mein Sinn auch ist nicht müd von seinen Flügen
und sucht, dem Bergwalddunkel abgewandt,
das stürmestille Land, das Sonnenland.

Ob die Erwartung dort sich ihm erfüllt,
wer weiß! Die Hoffnung baut uns Feenpaläste
mit Türmen, Kuppeln, wundersam vergüld't.
Es flattern Wimpel wie zum Einzugsfeste.



Da schaut der Blick am Tor den Spruch enthüllt:
„Kehr um! Dies Haus will keine fremden Gäste!"
Und kleinlaut zieht das wohlbekannte Stück
durch der Ernücht'rung Gasse man zurück.

Doch, nimm nur, starres Schicksal, deinen Lauf.
Die Tage, Jahre werden zu Jahrzehnten.
Des Alters Silbermonde gehen auf.
Sie bleichen Scheitel, die sich blond noch wähnten.
Der Weg scheint plötzlich uns zu steil hinauf
zu Zielen, die wir lebenslang ersehnten.
Es bebt die Hand, der schon der Stab entglitt,
und zaghaft wird der sonst so sichre Schritt.

Da schlägt die Stunde, die uns niederzieht
zum großen Schlaf. Sie wird auch mir nicht säumen.
Dann laß, mein Bergland, modern dieses Lied
an einem von des dunkeln Waldes Bäumen,
gib einer Wolke es, die weltweg flieht,
laß sinken es in Wildbachwellenschäumen;
des Menschen Schritt läßt keine Spuren nach,
vergessen sei auch, was er sang und sprach.

Bücher von Ernst Zahn

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart sind die auf den nachfolgenden Seiten verzeichneten Werke erschienen:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 15.–19. Auflage.
Gebunden M 12.50

„Mit besonderer Vorliebe zeigt Zahn den Älpler im Alltagskampf und das langsame, allmähliche, fast unmerkbare Vordringen der Kultur in die Hochgebirgsorte, zeigt – oft in meisterhafter Feinheit – den trotzigen Widerstand des Älplers gegen die Natur, die Feindin seines körperlichen, und die Kultur, die Feindin seines psychischen Lebens. Ein immerwährendes Ringen um Sein und Eigenart. Und bei seinen landschaftlichen Schilderungen wirkt er am stärksten durch seine Einfachheit. Ohne pathetische oder symbolische Wendungen schildert er mit wunderbarer Feinheit und ergreifender Plastik die Alpenwelt. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fels, den er schildert, spricht für sich." (Die Zeit, Wien.)

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 15.–17. Auflage.
Gebunden M 13.–

„Gestalten voll Mark und Kraft, Menschen mit starken Leidenschaften und eiserner Willensstärke sind es, die Ernst Zahn in den drei Erzählungen seines Buches „Bergvolk" vorführt. Und mit einer nicht gewöhnlichen Energie und Wucht hat der Verfasser diese harten und festen Kraftmenschen, die im Guten wie im Bösen unbeirrbar geradeaus gehen, wie aus Granit herausgemeißelt." (Schlesische Zeitung, Breslau.)

„Das die drei Novellen „St. Gotthard," „Der Büßer" und „Der Guet" enthaltende Buch führt den Leser mitten hinein in die Schweizer Alpen, seinen Stoff dem Leben der Bergbewohner entlehnend. Sie weisen eine so offenkundige Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Charakteren und der sie umgebenden Hochgebirgsnatur auf, daß sie in ihren stimmungsvollen Einzelbildern auf das lebhafteste interessieren."
(Deutscher Reichs-Anzeiger, Berlin.)

Bücher von Ernst Zahn

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrh. (1898.) 24.–28. Auflage. Geb. M 14.–

„Der Roman weist geradezu glänzende Vorzüge auf, er darf den besten Schöpfungen Roseggers an die Seite gestellt werden." (Fritz Marti im Literarischen Echo, Berlin.)

„Ein Roman, dessen einzelne Kapitel zumeist dramatisch aufgebaute mächtige Szenen von größter Plastik und Farbenpracht sind. Dem Schauplatz seiner Handlung weiß Zahn alle Schönheiten abzugewinnen. Das Werk verschafft den Genuß und hinterläßt einen Eindruck, den nur echte Dichtung zu erzeugen vermag, hinter deren objektiv hingestellten Gestalten das Innerste und Eigenste des Dichters selbst, das edle Pathos seiner eigenen Seele sich verbirgt." (Neue Zürcher Zeitung.)

„Das Werk eines Dichters und Schilderers, der Leben und Menschen zu malen weiß mit Einfachheit und Treue – und diese beiden Eigenschaften geben dem Talent die Kraft zur wahrhaft künstlerischen Gestaltung." (Münchener Neueste Nachrichten.)

„Die Geschichte des Erni Behaim ist gut und packend erzählt. Und die Hauptsache, die Menschen, sind wahr und lebendig gezeichnet... So hat Ernst Zahn seinen Landsleuten ein schönes Denkmal gesetzt." (Blätter für literarische Unterhaltung, Leipzig.)

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.)
21.–25. Auflage. Gebunden M 14.–

„Zahn ist ein echter Heimatkünstler; daß er aber auch mehr als Heimatkunst versteht, daß er im weitesten Sinne ein Dichter ist, das lehrten uns die „Menschen"." (Basler Anzeiger.)

„Der Verfasser entrollt vor unseren Augen prächtig gewählte und meisterhaft gezeichnete Bilder aus dem Volksleben der deutschen Alpenländer. Er versteht das Interesse des Lesers zu erwecken und zu halten, denn seine Schilderungen tragen den Charakter des Wahren, Wirklichen und Echten; seine Menschen sind nicht künstlich konstruiert, sondern haben Fleisch und Blut, und nichts Menschliches ist ihnen fremd." (Hamburg. Correspondent.)



Bücher von Ernst Zahn

Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 33.–37. Auflage.
Gebunden M 14.–

„Zahn brauchte nichts als diesen Roman geschrieben zu haben, um zu den ganz großen erzählenden Schriftstellern nicht nur der Schweiz, sondern der deutschen Sprache überhaupt gezählt werden zu müssen.“ (Allgemeine Schweizer Zeitung, Basel.)

„Ein hoch über das Durchschnittsmaß sich erhebender, in christlich-sittlichem Geist geschriebener Roman, der von dem Lieben und Hassen der Menschen handelt; aber der Herrgott spinnt seine Fäden so ganz anders, so daß alles Hassen unnütz wird und die Pläne von Menschen vereitelt werden. Die in den Alpen spielende Geschichte ist in einer fesselnden, außerordentlich charakteristischen Sprache geschrieben, so daß dieser vortreffliche Roman jedem Gebildeten auf das wärmste empfohlen wird.“ (Theologischer Literatur-Bericht, Gütersloh.)

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.)
18.–20. Tausend. Gebunden M 14.–

„Mit derber, oft grausamer Wahrhaftigkeit sind die Menschen und ihre Schicksale gezeichnet. Aber zu dem düsteren Schatten fehlt nicht das Licht: welch sittliches Empfinden und welche Kraft, Berglasten von Sorgen zu tragen.“ (Deutsche Zeitung, Berlin.)

„Der dichterischen Entwicklung Ernst Zahns zu folgen ist eine wahre Freude. Wie er einen Stoff ergreift, wie er ihn aufquellen läßt und sichtet, wie er die Zeitmaße handhabt, wie er das Wesentliche eines Milieus herausholt, Natur und Menschen als Einheit sieht, stellt ihn an die Seite der besten deutschen Erzähler.“ (Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

„Hier ist echte Heimatkunst. Man spürt auf jeder Seite den besonderen Hauch des spröden Berglandes, das mit poetischem Glanz verklärt werden kann, wenn ein Dichter es mit treuer Sohnesliebe umfaßt und es den andern zeigt und deutet.“ (Neue Freie Presse, Wien.)

Bücher von Ernst Zahn

Die Clari-Marie. Roman. (1904.)

32.–36. Tausend. Gebunden M 14.–

„Wir stehen nicht an, Ernst Zahns Buch unmittelbar neben Gustav Frenssens Werke zu stellen, was die Gestaltungskraft, die Fähigkeit, volle Menschen zu bilden, angeht, und stellen es sowohl über „Hilligenlei" wie über „Jörn Uhl", was die künstlerische Geschlossenheit, das Ebenmaß des architektonischen Aufbaues angeht." (Kölnische Zeitung.)

„Man spürt überall den echten Dichter, in den Schilderungen des gewaltigen landschaftlichen Rahmens, innerhalb dessen seine Gestalten leben und sterben, in den Lebensäußerungen dieser Gestalten, in der Erfindung der Handlung, die nur hie und da an wirkliche Tatsachen und Ereignisse sich anlehnt. Kein Dorfroman und kein Gebirgsroman im engeren Sinne, sondern eine kleine Welt mit allgemein menschlichen Schicksalen, die über die Enge ihres von himmelhohen Bergen umgrenzten Schauplatzes weit hinausreichen." (Neue Freie Presse, Wien.)

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.)

37.–41. Tausend. Gebunden M 14.–

„Elf Geschichten enthält das Novellenbuch, und keine davon ist mißglückt. Ernst Zahn ist ein Dichter, ein echter Volksdichter, vor dem mancher fingerfertige Artist der Literatur demütig den Hut ziehen müßte, wenn es sein Hochmut nur zuließe." (Tägliche Rundschau, Berlin.)

„Das Buch ist ein Hymnus, von seinem Dichter dem volklichen Heldentum gesungen. Einfache Dörfler und Kleinstädter sind es, die wir in den elf Novellen kennen lernen; aber sie wuchsen auf in einer grandiosen Gebirgsnatur: die Schweizer Alpen sind ihre Heimat. Ihre Gemüter, bald tosend wie Sturzbäche und Lawinen, bald klar wie ein Bergsee, haben doch auch ihr Alpenglühen, das sie verklärt und vergoldet. Und so ist dies Buch in seiner vollsaftigen Kraft und Schönheit wie ein herrliches Brevier, von dem man nicht mehr loskommt, wenn man darin zu lesen begonnen hat." (Vorwärts, Berlin.)



Bücher von Ernst Zahn

Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.)
31.—35. Tausend. Gebunden M 14.—

„Nicht bloß unter den gegenwärtigen Schweizer Erzählern steht Ernst Zahn in erster Reihe; er hat sich unter den jetzigen deutschen Erzählern überhaupt einen vorderen Platz erschrieben. Die Natur da oben, wo Zahn haust, ist ernst und hart, rings- um gigantischer Kampf der Elemente. Die Menschen werden stark und rauh in diesem Kampfe, in den sie hineingestellt sind, sie überwinden, aber öfter noch werden sie überwunden. Dessen sind die Erzählungen Ernst Zahns ergreifende Abbilder, und davon entnehmen sie ihre Stimmung. Sie sind wie Höhen- luft im Reiche des ewigen Schnees, stärkend und die Lunge weitend, daß der Wanderer mitten in der düsteren Einsamkeit da droben doch jauchzend von einem unsagbaren Freuden- gefühl erfaßt wird, das ein Gefühl der Befreiung und der Selbstherrlichkeit ist." (Neue Freie Presse, Wien.)

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.)
75.—79. Tausend. Gebunden M 14.—

„Zahn schreibt sich nicht aus; dieses neue Buch ist so kraft- voll und gesund wie die früheren. Die ergreifende Geschichte spielt in und um „St. Felix", d. h. Zürich; und die frische Schweizerluft, die alles durchweht, umweht das Haupt des Hochstraßer, des stolzen Bauern, dessen überragende, pracht- volle Gestalt im Mittelpunkt steht. Und zwar ist es die Frage des Vaterrechts gegenüber erwachsenen Kindern, um die sich alles dreht; für Hochstraßer sind auch die erwachsenen Kinder noch gehorsamspflichtig. Mehr soll hier nicht gesagt werden, um das schöne Buch, eine ernste Lektüre und ein echtes Dichterwerk, zu charakterisieren und zu empfehlen."
(Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland, Leipzig.)

„Wohl die reichste Schöpfung des Verfassers. Die Familien- geschichte, die er behandelt, ist mit solch zwingender Logik und Schärfe gestaltet und entwickelt, daß uns alles darin wie wirk- liches Leben anmutet." (Sigmund Schott in der Allgem. Ztg., München.)

Bücher von Ernst Zahn

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menschen. (1908.) 46.–50. Tausend. Geb. M 14.–

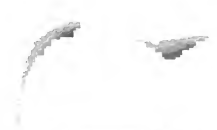
„Der Dichter schildert liebevoll das Geschick kleiner Leute, die im Alltagsleben stehen. Aber diese kleinen Leute tragen ein starkes Herz in der Brust; sie werden ihres Lebens Meister oder nehmen doch den Kampf mit ihm mutig auf. Die kleinen Erzählungen sind wervolle Gaben des trefflichen Erzählers und reihen sich den besten Stücken aus den „Helden des Alltags" würdig an." (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

„Man würde Ernst Zahn Unrecht tun, wenn man der einen oder der andern der acht Novellen den Vorzug vor den übrigen geben wollte. Denn alle sind mit dem gleichen Verständnis für die kleinen Freuden und Schwächen der Menschenseele geschrieben. Dieses „Buch von Menschen" ist ein Barren blinkenden Edelmetalls, wie man ihn nur selten in den mächtigen Flözen der modernen Literatur erschürft." (Neue Hamburger Ztg.)

Einsamkeit. Roman. (1909.) 57.–61. Tausend. Gebunden M 14.–

„Das Buch ist reich an packenden Episoden, und die vielen originellen Gestalten, denen wir in dem einsamen Alpendorf begegnen, sind mit der Zahn eigenen kraftvollen Lebensfülle gezeichnet. Von den Lebenden vermag wohl kein anderer uns die Schönheit und Größe der Alpennatur so nahe zu bringen wie er, und gerade dieser Roman bietet unzählige eindrucksvolle, dichterisch geschaute Naturbilder." (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

„Neben dem Interessanten der Handlung ist es der dramatisch lebendige Aufbau des Geschehens und vor allem die hellbeleuchtete, scharfumschnittene Plastik der Haupt- und der zahlreichen Nebenfiguren, durch die das Buch sein besonderes Gepräge erhält ... Es ist ein Buch, das seinen tiefen Eindruck im Leser hinterläßt, und es sollte nicht wundernehmen, wenn es denjenigen Werken Ernst Zahns sich anschließen sollte, die sich der besondersten Beliebtheit im Publikum erfreuen." (Die Zeit, Wien.)



Bücher von Ernst Zahn

Die Frauen von Tanno. Roman. (1911.)

40.—44. Tausend. Gebunden M 14.—

„Wiederum hat Ernst Zahn ein Tal seiner Heimat geschildert wie schon oft: mit bedächtiger Treue und sicherem Blick für alles Zuständliche dieser schweren und stillen Menschen. Er erscheint uns Reichsdeutschen als ein rechter Vertreter schweizerischer Volksart und als eine der wohltuendsten Erscheinungen im gesamtdeutschen Erzählerkreise, in dem es wohl eine Menge Literaten und literarischer Talente, aber leider wenig zielsichere und in sich ruhende Persönlichkeiten vom Schlag Zahns gibt." (Frankfurter Zeitung.)

Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.)

41.—45. Tausend. Gebunden M 14.—

„Eine Reihe von Novellen, die nicht nur zu den besten gehören, die Zahn uns geschenkt hat, die vielmehr unter die vollendetsten Novellen überhaupt gerechnet werden dürfen. Neben der trefflichen Zeichnung der Umwelt fesselt die feine Durchführung der Charaktere." (Deutscher Reichsanzeiger, Berlin.)

„Von den neun Geschichten, die das Buch enthält, kann man die erste und die letzte schlechthin als Meisterwerke bezeichnen. Das ist noch alte, vornehme Erzählerkunst im besten Sinne des Wortes; ganz schlicht und ruhig ist diese Sprache, aber klar und eindringlich stellt sie Menschen und Dinge vor uns hin, daß die Gestalten und ihre Worte noch lange in uns fortleben. Zahns Kunst hat mit dem Lärm und der Unrast des Tages nichts gemein; seine Menschen sind sich dessen oft bewußt, daß sie die letzten einer absterbenden Zeit sind, da man langsam lebte und seinen Gefühlen ein Leben lang treu blieb. Trotz des Duftes von Altertümlichkeit, der sie umweht, haftet seinen Gestalten doch nichts Süßliches oder Unwahres an. Es sind Menschen von Fleisch und Blut, oft sogar sehr heißem Blut, aber sie können nicht aus sich heraus, bleiben verschlossen und wortkarg und tun still ihre Arbeit, mag sich's um Tod oder Leben für sie handeln." (Berliner Lokal-Anzeiger.)



Bücher von Ernst Zahn

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendschriftenausschuß. (1907.) 66.–70. Tausend. Gebunden M 4.–

„Zahn ist ein Dichter, der das Volksleben in den Alpen mit offenen Sinnen scharf beobachtet hat und es klar und kräftig darzustellen versteht. Obgleich der Dichter zunächst nicht für Kinder geschrieben hat, so stellen die ausgewählten vier Erzählungen doch eine ganz vorzügliche Jugendschrift dar; denn klar und durchsichtig ist die Handlung, einfach sind die auftretenden Gestalten und kraftvoll ist die Darstellung."

(Sächsische Schulzeitung, Leipzig.)

„Die vier Geschichten, die hier mit glücklicher Hand für die Jugend dargeboten werden, sind so klar und einfach, daß die Jugend sich an ihnen erfreuen und von ihnen lernen kann. In unsern Tagen, wo aller Herzen voll sind von dem Heldentum auf dem Schlachtfeld, dürfen wir Erzieher ja nicht vergessen, unsere Jugend auch schon für bessere Zeiten zu erziehen und sie zu lehren, daß es auch ein Heldentum des Alltags gibt, das schlichte Menschen ein schweres Geschick auf sich nehmen und Treue halten läßt, auch wo kein Wohlwollen winkt, und daß solches Heldentum schon im jugendlichen Alter geübt werden kann. Und das zeigen gerade die vier Geschichten aufs schönste."

(Neue Blätter aus Süddeutschland, Stuttgart.)

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Aus seinen Werken ausgewählt. Mit 6 Abbildungen. (1912.) 34.–38. Tausend. In Pappband M 5.–

„Solche Jugendbücher möchte man den Heranreifenden recht viele wünschen. Sie können nur Gutes wirken, da sie von hohem sittlichen Gehalt sind und Lebenswerte in sich tragen. Es sind keine Kindergeschichten, sondern sie sollen den Blick auf Tieferes lenken und Verständnis erwecken für die Gewalten, die über uns Sterbliche in gutem und bösem Sinne Macht und Einfluß haben." (Neue Preußische [†] Zeitung, Berlin.)

Bücher von Ernst Zahn

Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.)
46.–50. Tausend. Gebunden M 14.–

„Diesmal hat uns Zahn wieder einmal einen Roman von frischer Schönheit und Kraft beschert. Die reiche Gestaltungskraft und treffende Schilderungskunst eines fertigen Meisters vereinigt sich in diesem Buch mit warmherziger, lebensfreudiger Auffassung und bodenständigem Gehalt. Der Held ist ein leben- und kraftsprühender Mann, der, sich und seiner Umgebung ein Rätsel, in wechselvollem Spiel von einer Leidenschaft in die andere fällt; er verliert sich schließlich in Liebesabenteuern, an der ihm selbst unbegreiflichen Haltlosigkeit verzweifelnd und sich immer tiefer verstrickend. Trotz allen jähen Wechsels in seinem äußeren und innerlichen Leben steht er vor dem Leser als ein Mensch aus *einem* Guß; das ist das nur reifen Menschen einleuchtende Rätsel dieser Mannesseele. Die Frauen, die sein Leben kreuzen, schildert der Dichter frisch und lebendig, und jede ist in ihrer Eigenart eine anmutvolle Gestalt. Das ganze lebenglühende Bild ist in den Rahmen einer wildschönen Bergwelt gestellt." (Staatsanzeiger, Stuttgart.)

Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen.
(1916.) 18.–19. Tausend. Gebunden M 5.–

„Dieser kleine, ganz der Gegenwart geweihte letzte Band Ernst Zahns scheint mir das edelste und würdigste künstlerische Dokument des Schweizertums im Weltkriege. Die ernste, mitleidende Menschlichkeit, die tiefe und bescheidene Heimatliebe unterscheiden dies Buch bedeutsam von den mehr oder minder oberflächlichen Werken, die der Krieg in der geschützten Schweiz hervorrief – ganz abgesehen davon, daß jene Empfindungen hier restlos zu kleinen Kunstwerken sich abgelöst und verdichtet haben." (Dr. Ilse Reicke im Berliner Börsen-Courier.)

„Der aufrechte Deutsch-Schweizer Dichter bietet in dem vier Novellen und mehrere Gedichte enthaltenden Bändchen reifste Schilderungen eigenartigster Art. So schlicht und einfach die Schicksale sind, so knapp und klar sind die Höhepunkte herausgearbeitet." (L. Seyfried im Bayer. Kurier, München.)



Bücher von Ernst Zahn

Nacht. Erzählung. (1917.) 72.–76. Tausend.
Gebunden M 13.–

„Ernst Zahn hat auch in seiner Erzählung „Die Nacht" sich wieder als Meister der Seelenvertiefung und der gut durchgeführten und lebendig geschilderten Menschenbeobachtung gezeigt ... Unser besonderes Interesse gewinnt Zahn dann durch die Schürzung eines Konflikts, der sich aus der Erblindung der Frau für den Gatten ergibt. Wie Zahn diese Krisis löst, ist von hervorragendem künstlerischen und dichterischen Wert. Hier steht er als ein Künstler der psychologischen Erkenntnisse und des Wortes, wie wir nur wenige besitzen." (Post, Berlin.)

„Die Erzählung bietet so viel schöne Einzelheiten, zeigt eine sprachlich so klare und natürliche Entwicklung, daß ich die schön gedruckte Erzählung in einem Zug lesen konnte. „Nacht" möge recht vielen Lesern zum erquickenden und wegweisenden Licht werden!" (Pfarrer Hermann Binder in der Augsburger Postzeitung.)

Das zweite Leben. Erzählung. (1918.)
96.–99. Tausend. Gebunden M 13.–

„Tiefe gereifte Kunst offenbart die Erzählung „Das zweite Leben". Sie gehört zu den Büchern, denen man kritisch gar nicht nahen mag, weil sie naturgewachsen und herzecht über aller Klugheit, erwogener Mache und Absicht stehen ... Dieses Buch greift ans Herz wie selten eines." (Grazer Tagblatt.)

„Ein reifes Werk; klar in Gliederung und Aufbau, stark in der Charakterisierung der Personen und des Stoffes und voll tiefen Stimmungsgehaltes ... Zahn ist eine gesunde Volkserzählernatur, und seine Kunst steht auf den festen Füßen der Natürlichkeit. Rein, wie das „zweite Leben" anklingt, ist sein Ausklang mild. Moll heißt die Tonart, Entsagung die neue Lebenssymphonie des Schweizer Dichters." (Post, Berlin.)

„Ein ausnehmend schönes Buch voll bester Menschlichkeit ... Es ist auch ein christliches Buch; an ihm wird beschämend offenbar, daß Nächstenliebe eine Welt erneuern könnte."
(Franz Herwig im Hochland.)

Bücher von Ernst Zahn

Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung.
(1919.) 61.–70. Tausend. Gebunden M 14.–

„Die Erzählerkunst Zahns offenbart sich hier wieder in ihrer vollen Schönheit. Der ruhige Fluß seines Stils, die kristallhelle psychologische Schilderung und die abwechslungsreiche Handlung geben dem Werk wie vielen anderen Zahns Vorzüge, die wir nicht oft finden. Hier bietet uns Zahn eine Ehegeschichte, die das alte Thema der gegenseitigen Erprobung aufnimmt; er gipfelt die Entwicklung zu hoher Spannung, um dann doch den tiefer versöhnenden Schluß zu finden. Der Dichter hat mit meisterhaftem Geschick eine echte Lebensfigur geschaffen, die in allen Stadien ihres Lebensganges unser steigendes Interesse wachruft.“ (Die Post, Berlin.)

„Hohe ethische Vollendung und Kunst spricht aus dieser Geschichte einer Vernunftehe. In der Gestalt der Heldin läßt die Erzählung einen wachsenden Reichtum anschaulich durchgeführter Ideen, Geschehnisse und Gestalten aufblühen. Es wird wohl kaum einen Leser geben, der am Schlusse nicht unter aufatmender Zustimmung dem Verfasser seine Anerkennung und den herzlichsten Dank auszusprechen wüßte.“

(Westpreußisches Volksblatt, Danzig.)

Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten.
(1919.) Geheftet M 2.–

Ferner sind im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld erschienen:

Albin Indergand. Roman. (1900.) 46.–55. Tausend. Gebunden M 5.–

Neue Bergnovellen. (1899.) 11. Tausend. Geb. M 4.50

Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.) .. .. Gebunden M 5.–

